

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91,
I. Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 21

São Paulo, 16. November 1912

IX. Jahrg.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Der viermonatige Kaffeeexport über Santos; Zuückhaltung. Oktober-Preisbewegung. Beteiligung der Firmen, der Absatzgebiete und der Reedereien. Der Oktober-Export über Rio und Niteroy. Weltkonsum und die Reaktion im laufenden Jahr. Klage und Ausrede über den Gewichtsmangel in den Kaffeeseudungen.

Im 4. Monat der neuen Saison hat sich die Kaffeausfuhr in unserem Hafen von Santos nach jeder Hinsicht normal vollzogen, indem sich sowohl die Zufuhren wie der Abschub nach dem Ausland steigerten, wie aus folgender, die laufende Saison umfassenden Zahlenübersicht offenbar wird (in Sack zu 60 Kilo):

| | 1912 | 1911 |
|-----------|------------------|------------------|
| Zufuhren | | |
| Juli | 672.083 | 795.891 |
| August | 1.211.537 | 1.415.283 |
| September | 1.484.110 | 2.033.785 |
| Oktober | 1.663.403 | 1.981.346 |
| | <u>5.021.133</u> | <u>6.226.305</u> |
| Ausfuhren | | |
| Juli | 699.733 | 615.410 |
| August | 529.051 | 951.931 |
| September | 1.018.376 | 1.221.007 |
| Oktober | 1.429.855 | 1.342.120 |
| | <u>3.747.015</u> | <u>4.130.468</u> |

Wie aus diesen vergleichenden Ziffern hervorgeht, haben sich im Oktober Zufuhr und Ausfuhr zwar etwas gehoben, aber die heurige Exportsaison steht doch in der einen wie in der anderen Bewegung hinter derjenigen des Vorjahres noch zurück, und zwar in den 4 Monaten sind die Zufuhren um fast 1¼ Millionen Sack und die Verschiffungen um 400.000 Sack hinter dem Vorjahre zurückgeblieben. Der Stock vermehrte sich im Laufe des Oktobers um 169.000 Sack, erreichte bis zum 31. Oktober 2.514.717 Sack gegen 2.697.574 Sack in gleicher Zeit von 1911.

Es ist daraus zu schließen, daß unsere Kaffeeproduzenten dieses Jahr es mit dem Verkaufe nicht gar so eilig haben, da sie einen wesentlichen Preisrückgang nicht zu fürchten brauchen; auch mag infolge der sehr großen Importbewegung und der vielfachen Verkehrsschwierigkeiten im Santoshafen die Zufuhr sich verzögern, denn die Bahnstationen in der Kaffezone, so besonders Campinas sind von

beladenen Waggons, die auf den Weitertransport nach Santos harren, überfüllt. Die Hafenverhältnisse von Santos sind dem gesteigerten Verkehr längst nicht mehr gewachsen und davon wird auch die Abwicklung der Kaffeeexportseason beeinflusst, was zu beachten ist, da sonst aus der Verzögerung leicht falsche Schlüsse auf die Lage des Artikels gezogen werden könnten.

Die Preisbewegung hatte bekanntlich den Monat September mit ziemlicher Hausse-Stimmung geschlossen, die in der ersten Woche Oktober sich mit Festigkeit, aber Ruhe behauptete, um in der zweiten Woche einen neuen, um so festeren Anlauf nach oben zu nehmen. Typ 4 stieg von 8\$600 bis auf 8\$900, Typ 7 von 7\$900 bis zu 8\$200. Die drei weiteren Wochen des Oktobers brachten jedoch eine allmähliche Abschwächung von je 100 Reis pro Woche, so daß der Oktober mit 8\$300 resp. 7\$600 schloß, also 400 Reis unter den Anfangsnottierungen am 1. Oktober. Diese Preisbewegung wirkte natürlich auch auf die Umsätze, die in den ersten 2 Wochen sich auf circa 50.000 Sack Tagesverkäufe hielten, in den letzten Wochen aber auf circa 25.000 Sack fielen.

An der Kaffee-Ausfuhr über Santos beteiligten sich die einzelnen Firmen wie folgt:

| | Juli bis Sept. | Okt. |
|--------------------------|----------------|---------|
| | Sack | Sack |
| Prado Chaves & Co. | 516.903 | 304.631 |
| Theodor Wille & Co. | 367.261 | 235.869 |
| Naumann Gepp & Co. | 181.715 | 161.047 |
| Michaelson, Wright & Co. | 100.265 | 90.771 |
| Franco Brésilienne | 104.770 | 89.917 |
| Hard, Rand & Co. | 94.839 | 78.086 |
| Krische & Co. | 70.363 | 44.041 |
| Leon Israel & Bross | 74.675 | 54.000 |
| C. F. de Lima & Co. | 49.035 | 2.498 |
| E. Johnston & Co. | 103.780 | 65.342 |
| Roxo & Co. | 21.827 | 2 |
| Arbuckle & Co. | 110.654 | 45.680 |
| Nossack & Co. | 46.173 | 40.926 |
| Comp. Commercio de Café | 2.029 | — |
| Holworthy, Ellis & Co. | 48.812 | 36.023 |
| Eugen Urban & Co. | 44.604 | 17.930 |
| Schmidt & Trost | 14.000 | 3.440 |
| George W. Ennor | 32.061 | 6.305 |
| M. Laughlin & Co. | 18.096 | 9.274 |
| Leme Ferreira & Co. | 33.263 | 20.427 |
| G. Trinks & Co. | 28.455 | 19.076 |

| | | |
|-------------------------|--------|--------|
| R. Alves Toledo & Co. | 67.647 | 50.575 |
| Baldvin & Co. | 4.505 | — |
| Pamplona & Co. | 2.750 | — |
| Levy & Co. | 8.375 | — |
| Whitaker, Erotero & Co. | 23.840 | 2.122 |
| Zerrenner, Bülow & Co. | 11.404 | 28.950 |
| Leite & Santos | 6.500 | 11.570 |
| Nioac & Co. | 21.825 | 18.477 |
| J. Cordeiro | 8.461 | 8.000 |
| Konsum an Bord | 193 | 134 |
| Verschiedene | 51.863 | 55.033 |

Total 2.247.250 1.499.855

Von diesen 1.499.855 Sack Kaffee gingen nach Hamburg 346.065 Sack, Bremen 8750, nach New York 321.166 und New Orleans 209.549, nach Rotterdam 102.333, Amsterdam 38.956, Antwerpen 75.867, nach Havre 137.160, Marseille 23.375, nach Triest 80.603, Genua 15.753, Neapel 636, nach Buenos Aires 13.678, Montevideo 370 etc.

Die Schifffahrtsgesellschaften nahmen folgende Quantitäten mit: Hamburg-Südamerika-Linie 373.153, Norddeutscher Lloyd 147.999, Hamburg-Amerika-Linie 136.117, Lamport u. Holt 295.438, The Prince Line 134.693, Royal Mail 13.771, Johnson u. Co. 12.139, Chargeurs Reunis 138.591, Transp. Maritimes 25.104, Messag. Maritimes 3140, Lloyd Brasileiro 51.524, Austro-Americana 44.169, Adria 42.197, Holland. Lloyd 43.459, Navigazione Generale 9384, Italia 4382, La Veloce 3626 etc.

Während des Monats Oktober wurden in Rio de Janeiro und Nictheroy 477.830 Sack verschifft. Davon gingen nach Nordamerika 226.815 Sack, nach Hamburg 48.021, Bremen 500, Marseille 38.861, nach Havre 32.784, nach Triest 30.085, nach Amsterdam 8125, Antwerpen 25.332, nach dem La Plata 14.526 etc., mit den Küstendampfern 27.866 Sack.

Die Verschiffungen betragen in Rio 419.441 Sack, in Nictheroy 58.239 Sack von nur zwei Firmen: Hard, Rand u. Co. 33.829 und Theodor Wille u. Co. 24.460 Sack.

An diesen Oktober-Verschiffungen beteiligen sich:

| | |
|------------------------------|--------|
| | Sack |
| Ornstein u. Co. | 91.533 |
| Theodor Wille u. Co. | 80.040 |
| Eugen Urban u. Co. | 48.916 |
| Pinto u. Co. | 36.787 |
| Mc. Kinlay, Schmidt u. Co. | 35.366 |
| Castro, Silva u. Co. | 25.005 |
| Pinheiro u. Ladeira | 22.317 |
| Hermann Baash | 17.140 |
| Robert Schönn | 15.727 |
| Oscar Marques u. Co. | 12.359 |
| Fabrico Gomes Pedrosa | 11.000 |
| Louis Boher u. Co. | 11.427 |
| Dias Garcia u. Co. | 9.766 |
| Adolpho Schmidt Filho u. Co. | 7.710 |
| Sequeira u. Co. | 3.100 |
| W. F. Mc. Laughlin u. Co. | 3.091 |
| F. Gaffrée | 2.625 |
| Zenha Ramos u. Co. | 2.320 |
| Norton Megaw u. Co. | 2.100 |
| Arbuckle u. Co. | 2.000 |
| Hard, Rand u. Co. | 34.579 |
| John Moore u. Co. | 350 |
| Karl Valais u. Co. | 250 |
| Clarkson u. Co. | 150 |
| Queiroz Moreira u. Co. | 140 |
| Saramago u. Irmão | 100 |
| S. A. Martinelli | 85 |
| Caldas Bastos u. Co. | 25 |
| Pereira u. Fernandes | 2 |

Total 447.830

Ueber den Kaffeekonsum liegen für das Jahr 1911 folgende offizielle Angaben vor:

| | |
|--------------------|-----------|
| | Sack |
| Deutschland | 3.053.170 |
| Frankreich | 1.830.850 |
| Belgien | 557.840 |
| England | 220.014 |
| Aegypten | 119.515 |
| Algerien | 113.720 |
| Schweiz | 175.683 |
| Italien | 441.326 |
| Oesterreich-Ungarn | 960.818 |
| Vereinigte Staaten | 6.143.63 |
| Japan | 1.343 |
| Griechenland | 30.000 |
| Südafrika | 184.957 |
| Spanien | 214.169 |
| Serbien | 15.422 |
| Malta | 5.933 |
| Kanada | 84.963 |
| Tunis | 17.240 |
| Argentinien | 185.078 |

Wie aus einem neuesten Berichte des Kaffee-Verteidigungssyndikates hervorgeht, hat in den ersten 8 Monaten dieses Jahres der Kaffeekonsum in Deutschland um 8.000.900 Kilo abgenommen, gleichzeitig aber der Teeconsum um 221.200 Kilo gehoben. Eine analoge Erscheinung ist auch in anderen Ländern zu konstatieren.

Die allgemeine Zunahme des Kaffeekonsums in den letzten Jahren war wesentlich eine Folge der mäßigen Preise. Aber bei anhaltend hohen Preisen tritt der Rückschlag ebenso gründlich ein, weil der billige Kaffee eben gerade in den breiten Schichten des arbeitenden Volkes eindrang, die darauf wieder verzichten, oder andere Ersatzmittel verwenden müssen, sobald die hohen Preise dauernd wiederkehren. Wir haben unsere Haus-Enthusiasten schon so oft auf die mehrfachen Gefahren hingewiesen, die unfehlbar eintreten, wenn man sich in der Kaffeekultur nicht mit einem anständigen Verdienste begnügt, sondern daraus eine wucherische Gewinnsspekulation macht.

Von Zeit zu Zeit taucht so regelmäßig wie die bekannte „deutsche Gefahr“ auch die Kaffeekrankheit wieder auf. Wie jene der politischen Spekulation, so dient diese der Kaffeebörse, wenn eine große Ernte die Preislage bedroht, oder wenn eine günstige Blüte die Bestände auf den Exportmärkten zu belasten und die Ansprüche ihrer Inhaber zu diskreditieren beginnt. Obwohl das handgreifliche Ringen von Hausse und Baisse dieses Jahr auf dem Kaffeemarkt nur von kurzer Dauer war und zugunsten der ersteren in der Hauptsache längst entschieden ist, so ließ man doch auch die Rakete der Kaffeeschädlinge wieder steigen. Wenn auch diese Meldungen wenig Glauben fanden, so ist es doch verdienstlich, daß fachmännische Autoritäten, wie Herr J. A. Bernhet, Direktor vom Agronomischen Institut in Campinas, und Herr A. Manblanc, Chef des Filopathologischen Laboratoriums am Nationalmuseum in Rio, sich zur Frage ausgesprochen und hierin Klarheit geschaffen haben.

In der ausführlichen Abhandlung besprechen die Herren alle bekannten Schädlinge des Kaffeebaumes, nach ihrem Sitz und ihrer Art, ob vegetabile oder animalische Parasiten. Nach den Details kommen sie im Schlußkapitel zu folgenden Resultaten:

„Der Kaffeebaum im Staate S. Paulo ist eine kräftige, gut gepflegte Pflanze, wenig empfindlich gegen Nager und Insekten und erreicht mit Leichtigkeit ein Alter von 60, 80, 100 und mehr Jahren, Altersstufen, die bedeutend höher sind als der Durch-

schnitt in anderen Ländern. Auch sind keine Krankheiten durch Flecken zu beobachten, die sich ansteckend vermehren, d. h. bis jetzt existiert die spezifische schwere Kaffee-Krankheit hier noch nicht.

Es empfiehlt sich nicht, sich beunruhigen zu lassen durch die übertriebene Tendenz, immer neue Plagen zu schaffen oder zu sehen und wir dürfen im Anblick des Bildes der Kaffeeschädlinge nicht den Medizinstudenten nachahmen, der, bei dem Studium unzähliger Krankheiten, welche die Menschheit heimsuchen, bei sich die Symptome von einigen fand und dann zur Ansicht kam, daß er von allen Krankheiten behaftet sei. Auch ist es nicht angezeigt, zu sehr Optimist zu sein, sondern wir sollen uns gegen die beim Kaffee möglichen Krankheiten versehen, da es leichter ist, sie zu verhüten, als zu heilen.

Die Gefahren für die Zukunft der Kaffeekultur im Staate São Paulo können aus zwei Quellen kommen, nicht hypothetische, weil schon analoge Tatsachen mit zahlreichen Pflanzen und Krankheiten sich ereignet haben: 1) durch Einschleppung von exotischen spezifischen Krankheiten, besonders der „Hemileia“, des einzigen vegetabilen wirklich gefährlichen Parasits des Kaffeebaumes; 2) das mögliche Auftauchen eines Nagers oder Insektes, das die Eigenschaft als Kaffeeparasit hat, wie die „Heterodera radicicola“, welche die Wurzeln gefährdet.

Wenn die Maßnahmen bei den Zollstätten genau beobachtet werden, so wird diese Gefahr auf ein Minimum reduziert.

Die obligatorische Zerstörung verlassener Kaffeepflanzungen, abgestorbener Bäume und die jährliche progressive Neupflanzung für alle geschwächten und kranken Bäume können die Verbreitung der Parasiten verhindern.

Eine andere im gegenwärtigen Moment und für die Zukunft wichtige Frage ist der Einfluß der Fröste, kalten Winde und der Sonne, welche den Kaffeebäumen die „weißen Haare“ geben. Gut gedachte Schutzvorrichtungen, Düngung, Wasser können diese vermeiden, verringern und verbessern. Fügen wir an diese prophylaktischen Mittel noch die Prinzipien der Hygiene und die intensive ökonomische Pflege des Kaffeebaumes hinzu, indem man keine der kulturellen Verpflegungsmittel vernachlässigt nach dem Prinzip: lieber weniger und gut bebauen, indem man nach wissenschaftlicher Methode die Düngung zur Regenerierung des Bodens und Hebung der Produktionskraft und die rationelle Anwendung der Maschinen gebraucht, indem man die Kaffeekultur mit der Viehzucht und der Polykultur zu harmonisieren sucht, um das Ertragnis zu steigern und die allgemeinen Unkosten des Fazendabetriebes zu vermindern, — dann können wir die Zukunft mit ermutigendem Optimismus betrachten und uns in dem Gedanken beruhigen, daß durch die Erneuerung und durch die progressive, gleichsam automatische Rekonstruierung der Kaffeepflanzungen, sich die Kaffeekultur andauernd in gutem sanitärem Zustande erhalten kann und der Kaffee der wesentlichste Faktor der reichumschaffenden Produktion des Staates São Paulo bleiben wird.

Wir haben hier das Resultat einer gründlichen sachmännischen Untersuchung. Ihre Schlußfolgerungen sind ebenso praktisch wie sicher, so daß sie für die wirtschaftliche und finanzielle Zukunft unseres Staates die erfreulichste Perspektive eröffnen. Wir wissen ja, daß die Kaffeekultur noch andere gefährlichere Feinde und Schädlinge auf kommerziellem Gebiete, in der Ueberproduktion hat, aber diese liegen eher in dem Machtbereich der menschlichen Tätigkeit, als die Pflanzenverderber selber, von deren Gefahr wir wenigstens nach dieser Auskunft

uns nun nicht mehr die Köpfe zu zerbrechen und den Schlaf zu rauben brauchen. Wenn der Ceylon-Kaffee der „Hemileia“ erlegen ist, so ist der Paulista-Kaffee über ein solches Schicksal erhaben, weil er 800 Meter über jenem und über dem Meere liegt.

Wochenschau.

Ein Herr Dr. Friedmann in Berlin glaubt ein sicheres Mittel gegen die Tuberkulose entdeckt zu haben. Er hielt der Medizinischen Gesellschaft über diese Entdeckung einen Vortrag.

Ein deutsches Geschwader unter dem Befehl des Admirals Trommler wird sich nach dem Mittelländischen Meer begeben.

Der König Victor Emanuel von Italien hat an Kaiser Wilhelm für die Aufnahme des Ministers Marchese di San Giuliano telegraphisch seinen Dank ausgesprochen. Mit dem Resultate des italienischen Ministerbesuches ist man auf beiden Seiten sehr zufrieden.

Die aus Tripolis kommenden Nachrichten stimmen alle dahin überein, daß die Araber nicht daran denken, den Guerillakrieg fortzusetzen. Der Gouverneur, General Ragni, empfängt jeden Tag Arabersheiks, die ihm ihre Unterwerfung erklären und ihre Waffen ausliefern. Die von den Arabern nach der Wüste verschleppten Italiener stellen sich allmählich in Tripolis ein. Nach ihren Aussagen haben sie von Seiten der Feinde eine relativ gute Behandlung erfahren. Die Nachrichten von der ausgesuchten Grausamkeit der Araber, die man während des Krieges immer wieder aufgetischt bekam, waren also meistens wohl nur Erfindungen.

Auf der Station Bezons, achtzehn Kilometer von Versailles, wurde ein Ueberfall ausgeführt, der an die Heldentaten der Bonotschen Bande erinnert. Eine Gruppe von maskierten Männern überfiel die dortige Postagentur, töteten den Mann der Agentin und raubten überhundert Franken. Die gleich avisierte Polizei nahm verschiedene verdächtige Individuen fest, aber die meisten mußten sie wieder freilassen, weil sie ihre Unschuld beweisen konnten. Die Bevölkerung, die die Schreckenstaten der Bonot, Garnier und Carrouy noch nicht vergessen hat, ist sehr aufgeregt, denn sie befürchtet, daß der Ueberfall auf die Postagentur in Bezons nicht der letzte bleiben wird.

Bei der Einführung des neuen Lord Mayor von London hat der englische Premier, Herr Herbert Asquith eine bemerkenswerte politische Rede gehalten. Er führte aus: Die Heere der Balkanverbündeten besetzen Mazedonien und Saloniki und jeden Augenblick ist zu erwarten, daß sie in Konstantinopel einmarschieren. In diesem Moment freut es den Minister, sagen zu können, daß die Beziehungen Englands zu den anderen Mächten die denkbar besten sind. Die Mächte haben ehrlich versucht, den Balkankrieg zu verhindern, aber das ist ihnen nicht gelungen. Jetzt stehen die Staatsmänner einer vollendeten Tatsache gegenüber und müssen sich darauf gefaßt machen, daß die Karte des europäischen Ostens Aenderungen erleidet. Es ist nicht anzunehmen, daß irgendjemand geneigt ist, abzustreiten, daß die Balkanverbündeten entschiedene Resultate erlangt haben. England ist bei der Aufteilung der Türkei absolut nicht direkt interessiert. Es gibt aber andere Mächte, für die infolge ihrer geographischen, wirtschaftlichen und völkischen Beziehungen zu dem Kriegsschauplatz ein solches Interesse besteht, und für diese ist es unmöglich, sich der Einmischung zu

enthalten: sie müssen bei der Teilung mitsprechen. Die schwierigen Fragen, die unbedingt entstehen müssen, will der Premier nicht erwähnen, aber er glaubt, daß der gute Wille, Konflikte zu verhüten, vorhanden ist. England wird die Angelegenheit nach einem möglichst weiten Gesichtspunkt behandeln. Sämtliche Regierungen sind ihrer Verantwortung wohl bewußt und dieses Bewußtsein wird sie auch wohl nicht verlassen.

Herr Herbert Asquith hat unserer Ansicht nach den richtigen Ausdruck gefunden. Die Gegensätze bestehen und zwar zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland, aber sie sind nicht derart, daß sie bei einigem guten Willen nicht ausgeglichen werden können. Beide Länder haben auf dem Balkan nur Interessen, aber keine Rechte, sodaß sie sich wohl verständigen können und dieses umsomehr, als der Mangel an Nachgiebigkeit eine Katastrophe nach sich ziehen muß, deren Folgen für beide Teile überhaupt nicht zu berechnen sind.

Die Einnahme Salonikis durch die Griechen wird bestätigt. Jetzt sind die Griechen nach den Dardanellen abmarschiert; ihre Absicht ist, sich den Bulgaren anzuschließen, was übrigens auch die Serben beabsichtigen. Der Zusammenstoß der drei Heere wird jedenfalls deshalb beschleunigt, weil die Türken Verstärkungen erhalten haben. — Vor Konstantinopel sind verschiedene Kriegsschiffe versammelt, italienische, spanische, holländische, französische etc. Diese werden die in Konstantinopel aufhaltenden Fremden aufnehmen, bevor das unvermeidliche Bombardement beginnt, das an Schrecknissen wohl alles in diesem Kriege Erlebte übertreffen wird.

Die französischen Blätter schreiben bekanntlich die bulgarischen Siege der franz. Instruktion zu und dabei vergessen sie, daß die höheren bulgarischen Offiziere ihre Ausbildung weniger den Franzosen als den Italienern und den Russen verdanken. Diese Tatsache kannten wir aus dem Werke des russischen Hauptmannes Alexander Winter „Die gerüsteten Völker Europas“, das wir als eine zuverlässige Quelle anführen könnten, weil damals, als es erschien — 1895 —, noch kein Grund vorlag, sich zu prahlen, den Bulgaren die militärische Bildung vermittelt zu haben. Heute finden wir unsere Winter entlehnte Behauptung von der zuverlässigsten Seite bestätigt. Der bulgarische Gesandte in Paris hat einem Journalisten ein Interview gewährt, in dem er sich über die Militärverhältnisse seines Landes ausgesprochen hat. Der Grund zu der bulgarischen Armee wurde im Kriegsjahre 1877/78 gelegt. Bulgarische Freiwillige gesehten sich zu der Armee des russischen Generals Gurko und schlugen sich mit diesem gegen die Türken. Nach dem Friedensschluß blieben einige russische Offiziere in Bulgarien und organisierten den Kriegsdienst. Schon nach einigen Jahren war Bulgarien im Stande, Serbien zu schlagen, nachher zog aber der Geist der Undisziplin in das bulgarische Heer, die Offiziere begannen, sich in die Politik zu mischen, und die Armee wäre desorganisiert worden, wenn Fürst Ferdinand mit der Hilfe des jetzigen Oberbefehlhabers, General Sawoff, dem politischen Treiben nicht energisch ein Ende gemacht hätte. Die Linienoffiziere sind mit geringer Ausnahme in der Kriegsschule zu Sofia ausgebildet; die Stabsoffiziere stammen aber zum geringsten Teil aus dieser Schule — die meisten von ihnen haben in Italien oder in Rußland ihre Ausbildung genossen und hauptsächlich im letzteren Lande gedient. Die bulgarische Feldartillerie, 54 Batterien zu 4 Geschützen, stammt aus den Fabriken Schneider-Creuzot, die Reserveartillerie ist ein älteres Krupp'sches Fabrikat, die Gebirgsartillerie stammt zum Teil von Schneider-Creuzot und

zum Teil von Krupp. Die Infanteriegewehre sind aus Oesterreich bezogen und die der Kavallerie aus Ungarn. Unter den bulgarischen Artilleristen ist kein einziger Analphabet; in der Infanterie hat man das nicht durchführen können, aber auch von dieser Waffe sind nur 8 Proz. des Lesens unkundig. Wie man sieht, haben die Franzosen weder die Ausbildung allein vermittelt noch die Waffen allein geliefert und sie haben demzufolge auch nicht das Recht, sich selbst das Lob zu singen. Wer in dem Kriege bisher gesiegt hat, ist nicht die russische Taktik, nicht die italienische Bildung und nicht die französische Instruktion, sondern wohl der gesunde Bulgar, der sich alles, was er bei den anderen Heeren Gutes fand, sich zu Nutze gemacht hat. Auf dem Felde stehen nicht allein Türken und die Balkanverbündeten einander gegenüber, sondern auch wohl die alte und die neue Zeit und diese schreitet über die erste hinweg.

Aus den neuesten Nachrichten gewinnt man den Eindruck, daß die Gefahr eines europäischen Konfliktes abgewendet ist. Es heißt wohl noch, daß Rußland in Polen eine große Armee zusammenziehe, aber es dürfte sich hierbei um eine bloße Sensationsmacherie handeln, denn aus Wien liegt kein einziges Telegramm vor, das sich mit dieser Alarmnachricht befaßt, und die österreichische Quelle wäre doch wohl die erste, die, wenn es sich wirklich um eine Mobilisierung handelte, die Welt auf diese aufmerksam machen würde. Auch Oesterreich-Ungarn mobilisiert nicht. Die Meldung, daß die Donaumonarchie in Bosnien Truppen konzentrierte, wird dementiert und die Kabler halten sie auch nicht mehr aufrecht. Nur England rüstet, aber in dieser Tatsache wird keine Gefahr für die anderen Mächte erblickt, denn man weiß, daß England auch ohne die Absicht, sich in einem europäischen Konflikt einzumischen, bereit sein muß, um einer eventuellen Erhebung der indischen Mohammedaner mit Erfolg begegnen zu können. Die Spannung zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien ist nicht so gefährlich wie man anfangs dachte. Der österr.-ungar. Gesandte in Belgrad hat mit dem serbischen Minister des Aeußern eine Konferenz gehabt und man glaubt, daß eine Verständigung betreffend des Hafens am Adriatischen Meere, den Serbien haben will, bereits angebahnt sei. Gleichzeitig erfährt man auch, daß Deutschland und Italien dahinwirken, daß betreffend dieses Hafens zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien ein definitiver Vertrag zustande komme. — Der Präsident des bulgarischen Parlaments, Herr Danoff, befindet sich in Wien und hat bereits mit dem Minister des Aeußern über die schwebenden Fragen konferiert. Er wird auch die anderen Hauptstädte besuchen und mit den Ministern der Großmächte verhandeln. Bulgarien hat demnach keine Heimlichkeiten und das wird jedenfalls dazu beitragen, eine Verständigung der Mächte herbeizuführen.

Die Einnahme von Adrianopel bestätigt sich nicht. Was als definitiver Sieg der Bulgaren von der Daily Mail gemeldet wurde, ist nichts als ein Teilerfolg, denn an dem betreffenden Tage haben die Bulgaren einen türkischen Ausfall zurückgeschlagen. Nachher haben die Türken noch einen Ausfall gemacht, aber wieder mit negativem Erfolg. Sie verteidigen sich tapfer, das muß man den Türken lassen und Adrianopel wird ein zweites Plewna. Vielleicht fällt die Stadt erst am 20., denn damit wäre eine Dreizahl erreicht. Am 20. April 1879 wurde Adrianopel durch den russischen Feldmarschall Diebitsch-Sabaltansky eingenommen und am 20. Januar 1878 wurde sie durch den Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch besetzt.

Notizen.

São Paulo.

Einwanderung. Der Inspektor des staatlichen Einwanderungsdienstes in Santos, Herr Dr. Oscar Löfgren, hat an die Agenten der verschiedenen italienischen Dampfergesellschaften folgendes Zirkular geschickt: „Da diese Aufsichtsbehörde sich dafür sehr interessiert, die Ausladung und Ablieferung der Bagage der hier landenden Einwanderer so weit als möglich zu regeln, und hauptsächlich die Bagage derer, die sich unter die Protektion dieser Inspektion begeben, erlaube ich mir, Sie auf den Buchstaben K des Dekrets No. 1458 vom 10. April 1907, betreffend die Quantität, Zahl, Marken oder Zeichen der Bagagenvolumen eines jeden Einwanderers aufmerksam zu machen, die alle in einer allgemeinen Liste enthalten sein müssen, die der Kapitän bei dem Anlegen des Dampfers diesem Amte auszuliefern hat. Diese Bestimmung wird sehr häufig von dem Kapitän oder Kommissär außer acht gelassen und das geschieht hauptsächlich deshalb, weil auf den Bagagevolumen jede Marke fehlt. Dadurch wird aber die Sonderung der den sich nach der Hospedaria de São Paulo wendenden Einwanderern gehörigen Bagage außerordentlich erschwert und verschuldet, daß viele Volumin in Verlust geraten oder in einem anderen Hafen ausgeladen werden, obwohl sie für Santos bestimmt sind.“

Dieser Mißstand stört die Arbeiten dieser Aufsichtsbehörde ungemein und dasselbe ist auch notwendigerweise mit den Arbeiten der Agenten der Fall, die von den Maßregeln, die ich vorzuschlagen wünsche, nur profitieren kann, da dieselben geigneter erscheinen, die beständigen Reklamationen wegen verlorener Bagage zu vermindern oder sie ganz zu beseitigen. Deshalb bitte ich Sie, daß die Bagage der Passagiere III. Klasse, die nach Santos kommen, von der Bagage der Passagiere I. und II. Klasse getrennt werde und mit einer Marke bezeichnet werde, die folgende Angaben enthält: a) den Namen des Ursprungshafens, b) Santos (in gut sichtbaren Buchstaben), c) die Zahl.

Nach der Durchführung dieser Maßregel und vorausgesetzt, daß die Einwanderer ein Duplikat der gedachten Marken bei sich führen, wird es dem Kommissär sehr leicht fallen, die von jetzt ab verlangten Listen auszufüllen, ebenso wird es sehr leicht sein, die Bagage der nach dem Innern abgehenden Einwanderer zu sondern und es wird verhütet werden, daß die für Santos bestimmten Volumin an Bord bleiben.

Ich habe noch hinzuzufügen, daß die eben angeführten Maßregeln von einigen Dampfergesellschaften auf die von Europa kommende Bagage mit gutem Resultate angewandt werden, sodaß es nur noch angebracht ist, sie auch auf die Bagage aus Buenos Aires und Montevideo auszudehnen.

Da es sich hier aber um die subventionierten Einwanderer handelt, die in großer Zahl kommen, so ist das selbstverständlich, daß diese Maßnahmen nicht leicht durchgeführt werden können, und deshalb erscheint es notwendig, daß die Bagage separavertast wird, sodaß diese Aufsichtsbehörde sie in hiesigen Hafen nicht erst zu sondern braucht.“

Die Reklamationen wegen in Verlust geratener Bagagestücke gehören nicht zu den Seltenheiten und diese werden in der Regel an den Einwanderungsinspektor gerichtet. Die Schuld liegt aber, wie wir das schon längst wußten und wie das Zirkular wieder von neuem bestätigt, nicht an dem staatlichen Dienst, sondern an den italienischen Dampfergesellschaften, die in dieser Sache die notwendige Ord-

nung vermissen lassen. Nachdem die Agenturen aber neuerdings auf diesen Mißstand aufmerksam gemacht worden sind, und da es schließlich ja auch im Interesse der Gesellschaften liegt, hier Wandel zu schaffen, so ist zu erwarten, daß die Wägen des Inspektors des Einwanderungsdienstes Beachtung finden werden.

Paraná-Sta. Catharina. Man hat den Anschein, daß der leidige Grenzstreit zwischen Paraná und Sta. Catharina zu einer Spaltung der Regierungspartei des letztgenannten Staates führen wird. Ein Teil der führenden Politiker will den Streitfall, wie seinerzeit das „Jornal do Commercio“ vorgeschlagen, einem Schiedsgericht unterbreiten, ein anderer Teil ist wieder der Ansicht, daß Sta. Catharina, nachdem das Oberste Bundestribunal zu seinen Gunsten entschieden, keine Konzessionen machen dürfe. Zu dem ersten Teil gehört Hr. Lauro Müller, zu dem anderen der gegenwärtige Staatsgouverneur, Coronel Vidal Ramos, und der Bundessenator Hr. Felipe Schmidt. Der Gouverneur sei so verstimmt, daß er die Regierung niederlegen wolle und Senator Schmidt sei entschlossen, auf seinen Sitz in dem obersten Vertretungshaus zu verzichten. Der Bundespräsident ist auf der Seite der Schiedsgerichtsfreunde und der allgegenwärtige politische Oberbonze Pinheiro Machado ebenfalls. Demnach kann ja kein Zweifel mehr darüber bestehen, welche Partei Oberhand behalten wird — Sta. Catharina soll verraten werden. Die Siege vor dem höchsten Gericht des Landes haben ihm nichts genutzt, denn die Bundesregierung hat sich zu schwach erwiesen, dem richterlichen Spruch Gehorsam zu erzwingen und die fortwährenden Reibereien haben einen so guten Catharinenser wie Herrn Lauro Müller so verdrossen, daß er um des lieben Friedens willen zu einem wenig ruhmreichen Pakt bereit ist.

Bahn von Rio Feio. Gestern fand die konstituierende Generalversammlung dieser Gesellschaft statt, unter dem Vorsitze von Dr. Joaquim Alvaro Pereira Leite. Das anfängliche Kapital ist 4000 Centos. Die Linie von Jacutinga über die Flüsse Feio und Tibiriçá nach Salto Carlos Botelho wird 300 Kilometer lang, mit 1 Meter Spurweite. Die von der Kammer von Baurú verliehene Konzession gibt ein Privileg auf eine Zone von 20 Kilometern auf 100 Jahre.

In der Maternidade São Paulo befanden sich am 1. Oktober 41 Frauen, 78 traten im Laufe des Monats Oktober ein, eine starb und 79 wurden entlassen, so daß der Monat November mit 36 begann. Es erfolgten 61 Geburten, 13 Operationen, 80 Konsulten und verabreicht wurden 102 Mittel. An Geschenken gingen ein: 100 Milreis von einem Ungenannten, 30 Milreis von Dr. Joaquim Teixeira de Jamargo, 20 Milreis von Maria Teixeira, je 10 Milreis von Rosina Frontini, Aparecida Ribeiro und Matilda Lina.

Todesfall. In Thun, Schweiz, ist Frau Asteria Tavares Bastos de Vasconcellos, Gattin des Artillerieobersten Olinto de Mesquita Vasconcellos und Tochter des Bundesrichters Tavares Bastos, gestorben.

In der Bibliothek der Polytechnischen Schule wurden im Oktober 687 Bücher verlangt; davon 388 in französischer, 73 in portugiesischer, 69 in englischer, 4 in italienischer und 3 in deutscher Sprache. Ueber Mathematik waren 366, über Astronomie 29 etc.

Der Grundstein zur neuen Kathedrale soll am 25. Januar, an Pauli Bekehrung, gelegt werden. Die Meldung, der Neubau soll nach der Praça João Mendes verlegt werden, wird als unbegründet bezeichnet, obwohl die Idee jedenfalls richtig

wäre. Jetzt hat man mit besonderem Mechanismus die 4 Glocken aus dem Turm der alten Kathedrale heruntergenommen. Sie stammen aus dem Jahre 1836 und wiegen von 1000 bis 4000 Kilo.

Alarmgerüchte. In der Bundeshauptstadt zirkulieren schon wieder alarmierende Gerüchte. Da wir jetzt im November sind, so gehört selbstverständlich eine Flottenerhebung zum Tagesgespräch. Der Chef des Generalstabes der Marine, Admiral Lima Cavalcante, soll einen anonymen Brief erhalten haben, der einen Verschwörungsplan aufdecke und zwar sollen die Schiffe „São Paulo“ und „Tamoyo“ sich an der Revolte beteiligen. Diese Gerüchte werden von kompetenter Seite dementiert, aber am Sonntag abend ist ein Attentat verübt worden, der gewisse Befürchtungen berechtigt erscheinen läßt. Kurz vor Mitternacht wurde auf das Schlafzimmer des Admirals Gavião Pereira Pinto ein Schuß abgegeben. Die Kugel ging durch das Fenster und bohrte sich über dem Bette des Offiziers in die Wand. Das läßt verschiednes denken.

Der 6. Ackerbaukongreß soll am 15. ds. in Piracicaba eröffnet werden. Die Organisationskommission hat dazu den Ackerbauminister Dr. Pedro Toledo eingeladen.

Die Einwanderung erreichte bis zum 11. ds. 89.207 Köpfe. Gestern war hier auch wieder eine Abteilung Japaner zu sehen. Alles kleine, gedrungene Gestalten, aber beweglich und in ihren Gesichtszügen ebenfalls lebhafter Geist zu sehen. Jedenfalls sehen sie beweglicher als die europäische Landbevölkerung aus; ob sie aber für den Landbau taugen, ist wieder eine andere Frage, die nach den bisherigen Erfahrungen kaum zu bejahen ist.

Die Witterung hat infolge des letzten Regens wieder einen Umschlag erhalten. Von den 32 Grad Maximum in voriger Woche sind wir gestern bis auf 19,5 gesunken, bei 16,6 Minimum. Auch im Innern hielt sich die Maximaltemperatur meistens nahe bei 21 Grad.

Assistencia Policial. Der dritte Delegado, unter dessen Leitung der polizeiliche Hilfdienst steht, Herr Dr. Arthur Rudge Ramos, hat über die Hilfeleistungen im Monat Oktober eine Statistik ausgearbeitet, aus der hervorgeht, daß die Autoambulanz, über deren markerschütterndes Geheul man sich so oft ärgert, doch nicht umsonst ihre Sirenen heulen läßt. Im Monat Oktober wurde in nicht weniger als 561 Fällen Hilfe geleistet. Von den Hilfebedürftigen waren 430 männlichen und 131 weiblichen Geschlechts; 377 über und 184 unter 21 Jahren; 469 Weiße, 39 Dunkle, 50 Schwarze und 3 Gelbe; verheiratet 215, ledig 314 und verwitwet 32. Im Laufe des Monats ereigneten sich 260 Unglücksfälle. Davon waren bei der Arbeit 101, beim Sturz vom Trittbrett der Bonds 14, infolge Explosion 1, auf der Eisenbahn 3, in der Trunkenheit 28, mit Schußwaffen 12, Verbrennungen 5, Stürze 41, Hundebisse 7, verschiedene Ursachen 25, Ueberfahren mit Automobil 15, mit Wagen 5, mit Bond 3. Angegriffenen mußte in 145 Fällen Hilfe geleistet werden. Die Verletzungen rührten her 11 von schneidender Waffe, 7 von Schußwaffe, 107 von stumpfem Instrument und 20 von Stichwaffe. Selbstmordversuche wurden 21 ausgeführt. Außerdem leistete die Assistencia noch Hilfe zu Hause 557 Personen und 55 auf der Straße Erkrankten. Der am meisten in Anspruch genommene Arzt war Herr Dr. Raul de Frias Sá Pinto, der in 165 Fällen Hilfe leisten mußte.

Vorgänge in Ceará. In Ceará geht alles wieder drunter und drüber. Nachdem Pinheiro Machado wieder den Versuch gemacht, mit der Bundeshilfe seinen in Ceará wie den Tod gehaßten Günstling

Antonio Accioly wieder zur Macht zu bringen, sind dort alle Leidenschaften entfesselt und die Tage des Schreckens sind wieder zurückgekehrt. Alle Häuser und Etablissements, die der weitverzweigten Familie Accioly gehören, werden von dem Pöbel angegriffen und in Brand gesteckt. Zuerst wurde das Wohnhaus des alten Accioly selbst eingäschert. Wie der Gouverneur Franco Rabello an den Bundespräsidenten telegraphierte, hat der erst kürzlich von Rio de Janeiro nach Fortaleza zurückgekehrte gestürzte Olygarch sein Haus von Tapangas bewachen lassen und diese sollen auf das Volk geschossen haben. Das sei das Zeichen zum Angriff gewesen. Nachher sind noch folgende Gebäude abgebrannt worden: In der Vorstadt Matadouro eine Antonio Accioly gehörige Textilfabrik und die Wohnung des Staatsdeputierten Benjamin Accioly; in der Vorstadt Jacaréanga die Wohnhäuser von Thomas Accioly, Guilherme da Rocha, José Accioly und Graccho Cardoso und in der Rua 24 de Maio ein Antonio Accioly gehöriges Wohnhaus. Die in Fortaleza anwesenden Acciolys und Graccho Cardoso sind in das Marinearsenal geflüchtet; Colonel João Brigido hat sich in die Kaserne des Bundesmilitärs begeben. — Fortaleza befindet sich also wieder einmal im Kriegszustand und das Ende des Aufruhrs ist überhaupt nicht mehr abzusehen, denn der Erfolg der Paráenser hat allen denen, die gegen die Olygarchien kämpfen den Rückgrat gestürzt und sie werden sich nicht so leicht ins Bockshornjagen lassen.

Beinahe verbrannt. Ein eifriger Hermist in Rio de Janeiro, namens Rangel bestellte vor einiger Zeit in Europa zwanzigtausend Hermes-Bilder im Oeldruck. Die wollte er hier an den Mann bringen und somit außer der Propaganda für den allverehrten Landeschef auch ein gutes Geschäft machen. Selbstverständlich zählte er mit der zollfreien Einfuhr, denn es war ja gar nicht zu denken, daß der Finanzminister imstande sein könnte, ein solches Geschäft, daß die Befreiung der Präsidentenbilder von dem Zolle betraf, abschlägig zu bescheiden. Und doch geschah das unglaubliche. Rangel bat, er führte alles in Feld, was ein guter Patriot in einem solchen Falle eben ins Feld führen kann, aber Herr Chico Salles blieb hart und sagte ein so entschiedenes nein, daß auch Rangel alle Lust zu weiteren Bitten und der Patriotismus verging. Er ließ die Bilder auf dem Zollamt liegen, denn Patriot zu sein, und Zoll zahlen, das war für seinen Begriff des Guten zuviel. Das Zollamt wartete und als die Frist abgelaufen war, wurden die Bilder mit anderen von dem Eigentümer verlassenen Dingen meistbietend verkauft — d. h. sie sollten verkauft werden, aber das konnte nicht geschehen, denn am Auktionstage erschien kein einziger Mensch im Zollmagazin, der die Lust gehabt hätte, für das Konterfrei des Landeschefs die zur Deckung des Zollbetrages reichende Summe auszugeben. Jetzt blieb der Alfandega nichts anderes übrig, als den Marschall Hermes da Fonseca zwanzigtausend mal in Effigie zu verbrennen. Der Ofen wurde eingeleitet und schon sollten die schönen Oeldrucke den Flammen übergeben werden, als Rangel wieder auf dem Plan erschien und das Zollamt bat, die Bilder, die ja jetzt ganz wertlos seien, ihm kostenlos auszuliefern. Der Zollinspektor überlegte die Sache und schließlich gab er dem Verlangen Rangels nach. So hat der glühende Patriot doch seine Bilder ohne Zoll importiert. Ob er aber damit ein Geschäft machen wird, das ist bei der Popularität des abkonterfeiten Herrn ziemlich fraglich.

Die Bundeseinnahmen haben in den ersten 10 Monaten 324.291:169\$ ergeben, oder 32.000 Contos mehr als in selber Zeit des Vorjahres.

Das Municipalbudget von São Paulo für 1913 ist erlassen und es berechnet die ordentlichen Ausgaben mit 6.129:49\$, die außerordentlichen Ausgaben mit 199:666\$. Die ordentlichen Ausgaben decken sich auf den Vintem gerechnet mit den ordentlichen Einnahmen, während die außerordentlichen Einnahmen auf 567:473\$ berechnet sind, somit ein Saldo von 368 Contos in Aussicht gestellt ist. Die Steuer von 5 Contos auf die Spielhäuser ist fallen gelassen; Pensionshäuser, die nach 10 Uhr abends noch ausschenken, bezahlen 2 Contos und 20 Prozent. Unter den ordentlichen Einnahmen sind die Hauptposten: 2.344:524\$ Gewerbesteuer, 687:330\$ Schlachthauseinnahmen, 528:533\$ Sanitätstaxe, 420:483\$ Zuschlagst., 420:058\$ Verkehrst., 323:969\$ Märkteabgaben, 312:779\$ Wagensteuer, 203:704\$ Häusersteuer, 106:446\$ Publikationssteuer, 121:549\$ Beerdigungs- und Friedhofabgaben. Die größten Ausgaben der Stadtverwaltung sind: 1300 Contos öffentliche Reinigung, Bauarbeiten 1078 Contos Schuldservice 1045 Contos, Beamtengehälter und Arbeitslöhne 1145 Contos, Stadttheater 70 Contos, Gehalt des Präfekten 21 Contos, Gärten und Parks 150 Contos, Pensionen 79 Contos etc.

Steuerrückforderung. Der 1. Staatsanwalt Dr. Luiz Arthur Varella erklärt den Bundesrichter als nicht kompetent in dem Prozeß zu urteilen, den die Firmen Barbosa u. Co., Neumann, Gepp u. Co., Nossack u. Co. gegen den Staat anheben behufs Rückzahlung von 273.000 Franken, die der Staat von 1908 bis Juni 1909 als Uebertaxe auf den Minas-Kaffee erhoben hat.

Propagandaschriften. Die Publikations- u. Bibliothek-Sektion des Ackerbausekretariates hat im Oktober 27.023 Publikationsexemplare verschickt, davon 12.337 im Staate São Paulo, 2750 nach anderen Staaten und 11.936 nach dem Auslande. Seit Januar sind 246.600 Exemplare verteilt worden.

Samenverteilung. Am 4. bis 6. ds. hat das Ackerbausekretariat wieder in 577 Sendungen 956.000 Gramm verschiedener Samenarten verteilt. Da die Nachfrage sehr groß ist, muß ein Teil der Gesuche auf die nächste Pflanzzeit verschoben werden.

Sie kommen in die Galerie. Wenn sich Leute aus der Plebs gegen Eigentum oder Person vergangen haben und von der Polizei erwischt werden, so kommen sie mit ihrer photographischen Visage in die Polizeigalerie. Jetzt ist es hier auch in den Ordnungsparteien Mode geworden, ihre Leute in die Galerie zu versetzen. Wenn einer einen höheren Posten bekleidete und dabei seinen Nächsten auch zu hübschen Gehältern verhalf, so wird er in Oel gemalt, in Kreide gezeichnet oder in photographischer Vergrößerung abgenommen und in die Galerie der verdienten Männer des Vaterlandes gesetzt. Freitas Valle und einige seiner Genossen im Staatskongreß haben eine Reform der Staatsbibliothek veranlaßt, wobei die zahlreichen Beamten sehr gut weggekommen sind. Deshalb werden morgen Abend deren Bilder in feierlicher Weise in der Galerie enthüllt werden.

Fazendas-Versicherung existiert hier eigentlich noch gar nicht. Jetzt ist von einigen Herren, Dr. Antonio Prado, Ed. Wysard, Numa de Oliveira, Luiz Alves de Almeida etc. die Idee aufgegriffen worden, mit 1000 Contos Kapital eine Comp. Agricola de Seguros zu gründen, um die Landbesitzungen gegen Feuer-, Hagel-, Frost- und Ueberschwemmungsschäden zu versichern.

Ein neues Canudos. Die beängstigenden Gerüchte, die gestern und vorgestern über die Streitmacht des Coronels Pyrho zirkulierten, haben sich glücklicherweise nicht bewahrheitet. Allem An-

schein nach haben die Bundestruppen Irany noch nicht erreicht, und erwarten zuerst Verstärkung, um den Vormarsch in das gefährliche Bandengebiet zu unternehmen. Hier ist zu bemerken, daß der im Publikum gebräuchliche Ausdruck „Umgehend von Irany“ nicht zulässig ist, denn Irany ist keine Ortschaft, sondern ein etwa zwanzig oder sogar noch mehr Quadratleguas umfassendes äußerst gebirgiges und unwegsames Gebiet.

Eine vielsagende Nachricht kommt aus der Riograndenser Stadt Santa Maria da Bocca do Monte: „Da die Regierung General Firmino de Paula die Autorisation erteilt hat, zur Bekämpfung des Monge José Maria Freiwillige Bataillone zu organisieren, verlassen viele Familien die Serra-Region und begeben sich nach Santa Maria oder nach den Städten der Grenze.“ Aus dieser Nachricht kann man entnehmen, wie die Freiwilligen Bataillone organisiert werden — „und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ Jedenfalls benutzt der berüchtigte Haudegen der Revolutionszeit die sich darbietende Gelegenheit dazu, die Elemente, deren Anwesenheit bei der nächsten Wahl ihm unbecquem sein kann, als „Freiwillige“ in die Uniform zu stecken und sie über den Rio Pelotas nach Irany zu expedieren, wo sie der Riograndenser Machthaberpartei nicht mehr gefährlich werden können.

Die sterblichen Ueberreste des am 21. Oktober in Irany gefallenen Cornels João Gualberto wurden am 7. in Curityba unter Beteiligung der ganzen Bevölkerung zur letzten Ruhe bestattet. Die deutschen Vereine schlossen sich dem Trauerzuge mit ihren schwarz umflorten Fahnen an. Dasselbe taten auch die italienischen, die polnischen und die syrischen Vereine. Eine solche Beerdigung hat Curityba noch nie gesehen. Das sechs e Artillerie Regiment erwieh dem Gefallenen die militärischen Ehren. Die Trauerrede am offenen Grabe hielt der Ackerbausekretär, Herr Dr. Niepce da Silva. — Die Municipalität hat das Boulevard 2 de Junho in Avenida João Gualberto umgetauft.

Eine Anleihe von 5000 Contos in Debentures zu 100\$ mit 8-Proz. Verzinsung lanciert hier die Banco União de S. Paulo. Als Garantie gibt sie ihre Fabrica do Votorantim, deren Wert auf 14.000 Contos geschätzt wird.

Eine brasilianisch-schweizer Kreditbank. Dem Ackerbauminister hat Dr. Abdon Milanez, Kommissär der Expansão Economica e Propaganda in der Schweiz, mitgeteilt, er habe bedeutende Kapitalisten für den Plan gewonnen, eine Kreditbank zu gründen, die speziell der Erweiterung der brasilianisch-schweizer Handelsbeziehungen dienen soll. Das schweizer Kapital hat sich gewöhnlich zu zwei Bankunternehmen in Argentinien ausgeschwungen; nun kann es ähnliches auch wohl in Brasilien wagen, wo auch noch viel zu holen ist. Früher krankten die schweizer Finanzleute an der Beschränktheit ihres Gesichtskreises; in neuerer Zeit hat sich das gebessert und allmählich wagen sie sich auch mit ihren Barmitteln in die Welt hinaus.

Die Irrenversorgung ist in unserem Staate noch eine recht mangelhafte. Für diese Aermsten hat man noch lange nicht genügende Versorgungsplätze, baut dafür mit Riesensummen alle möglichen Luxuspaläste. Nur in den Gefängnissen von Campinas allein schmachten gegenwärtig 19 Geisteskranke, bis in der Irrenkolonie Juquery Platz wird. Man kann leicht begreifen, daß der Aufenthalt in den elenden Kerkerzellen voll Schmutz und erdrückender Temperatur diese Leute noch vollends um den Verstand gebracht werden.

Der Lutherabend, den die deutsch-evangelische Gemeinde am Abend des 10. November im

Saale der Gesellschaft „Germania“ veranstalten will, soll nicht, wie meist derartige Veranstaltungen, ein Kassenfest sein. Den Veranstaltern liegt vielmehr daran, das Leben des großen deutschen Volksmannes wieder in lebendige Erinnerung zu bringen. Und da die Anschauung das beste Mittel dazu ist, hat man sich eine Reihe künstlerisch ausgeführter farbiger Lichtbilder aus Deutschland kommen lassen. Musikalische Solovorträge und Deklamationen sollen Rahmen und Erläuterung dazu hergeben, und auch das gedruckte Wort wird zum Verständnis der Bilder beitragen. Da es vor allem — wenn auch gewiß nicht nur — die deutsche Jugend ist, der man so das Bild Luthers nahe bringen möchte, so hat der Vorstand davon abgesehen, von Kindern in Begleitung Erwachsener ein Eintrittsgeld zu erheben. Zur Deckung der Unkosten zahlen Erwachsene 2 Milreis. Vorverkauf von Karten findet nicht statt. Wir verweisen im übrigen auf die Annonce.

D. E. G.

Haftenverkehr von Santos. Während des Monats Oktober sind 160 Schiffe eingefahren, davon 54 brasilianische und 106 fremde. Damit sind 14.833 Mann Besatzung angekommen, ferner 11.604 Passagiere und zwar 1099 der 1., 513 der 2. und 9992 der 3. Klasse; oder 814 Brasilianer und 10.790 Fremde, 7761 männlichen und 3843 weiblichen Geschlechtes. Abgefahren sind 4190 Passagiere, davon 890 der 1., 206 der 2. und 3094 der 3. Klasse; 647 Brasilianer und 3543 Fremde, 2967 des männlichen und 1223 des weiblichen Geschlechts, außerdem 27.156 in Transit.

Automobilismus. Die Zahl der Automobile hat in São Paulo 1000 überschritten. Am 30. bekam das zuletzt in den Verkehr gestellte Auto bereits die Nummer 1004, und wenn die Maschinen, die noch unterwegs sind oder sich schon im Zollamt von Santos befinden, alle eintreffen, dann wird São Paulo bis Ende des Jahres 1200 Selbstfahrer aufweisen können. Rechnen wir, was nicht zu hochgegriffen ist, für jedes Automobil durchschnittlich 10:000\$000, so haben wir das Resultat, daß in São Paulo mehr als 10.000 Contos in Automobilen angelegt sind. Die 1052 Chauffeure, die sich am 30. in Stellung befanden, werden durchschnittlich nicht unter 200\$000 monatlich verdienen und so ergibt sich für den Jahresumsatz die respektable Summe von mehr als 2500 Contos. Wie schnell der Automobilismus sich hier entwickelt hat, ersieht man am besten daraus, daß am Ende des vorigen Jahres nur ca. 400 Autos in São Paulo waren. Zuzüglich der Wagen, die sich noch auf der See oder in Santos befinden, haben wir die dreifache Zahl und die anhaltende Tendenz läßt darauf schließen, daß die Kauflust auch noch weiter bestehen und São Paulo Ende 1913, wenn auch nicht nochmals die dreifache, so doch die doppelte Anzahl von Automobilen besitzen wird.

Während die Zahl der Automobile sich verdoppelt hat, ist die Zahl der von Pferden gezogenen Wagen im Laufe des Jahres die gleiche geblieben. São Paulo besitzt gegenwärtig 196 Straßenwagen, 166 Tilburys und 215 Mietswagen, die nur dann auf der Straße erscheinen, wenn sie bestellt sind. Zusammen sind es also nur 577 Wagen, die dem Publikum zu Diensten stehen — die Zahl der Mietsautomobile beträgt bereits 436 und können diese natürlich schon jetzt mehr Menschen befördern als die anderen Vehikel, von welchen, wie gesagt, 166 einsitzige Tilburys sind. Das Pferd ist also schon von dem Motorwagen besiegt und in den nächsten Monaten wird die Zahl der Wagen vielleicht schon zu sinken beginnen, denn die Fuhrwerkbesitzer werden kaum noch geneigt sein, auszurangierende Wagen

durch neue zu ersetzen. Die Automobile befördern das Publikum schneller und billiger und hierin wird sich, wenn die einzelnen Automobilgesellschaften infolge der immer stärkeren Konkurrenz mit den Stunden- und Distanzpreisen heruntergehen werden, noch eine Wandlung zu Ungunsten der Wagenbesitzer vollziehen. Die Wagen werden mit der Zeit als Verkehrsmittel des Publikums vielleicht ganz verschwinden und nur Pferdeliebhaber werden sich noch Privatkutschen halten.

Nach der Kutsche wird der Lastwagen und nach dem Pferde die Mula an die Reihe kommen. Die Zahl der Lastautomobile ist gegenwärtig noch nicht groß, aber sie spielen doch schon eine große Rolle und nehmen vielen Lastfuhrmännern die Arbeit weg. Die Konkurrenz wird durch das Hinzukommen neuer Automobile sich noch verschärfen und man braucht nicht lange danach nachzudenken, wer in diesem ungleichen Kampfe zwischen Benzinmotor und Esel unterliegen muß. So vollzieht sich hier in São Paulo schnell und sicher eine Wandlung, die darauf hinausgeht, einem der besten Diener des Menschen, dem Pferde und auch dem braven Langohr seine Stellung zu nehmen.

Über den Stand der Kaffeewalorisations-Anleihe verlangte in der Bundeskammer Martin Francisco Informationen. Daraufhin hat der paulistaner Finanzsekretär an seinen Kollegen in Rio folgende Angaben geschickt: Die Valorisationsanleihe von 15 Millionen Pfund Sterling ist auf 5.447.000 Pfund Sterling reduziert. Davon wurden bis jetzt bezahlt an Kapitalamortisation 9.552.920 Pfund Sterling gleich 152.846:720\$, für Zinsen . . . 2.168.939—5—11 gleich 33.838:556\$, oder im ganzen 186.685:276\$760.

Witterung. In den letzten Tagen hat die Witterung den sommerlichen Charakter angenommen. Seit einigen Tagen erreicht am Tage die Hitze über 30 Grad und hält sich auch nachts um 20 Grad herum; die kurzen Gewitterregen bringen keine Kühlung. So hatten wir am 4. ds. höchste Temperaturen in Ribeirão Preto und Igarapava mit 34 Grad, in Piracicaba 33,4, Tatuhy 33,8, Taubaté 33,6, in Avaré 32,8, Agudos 32,6, Bragança und Itararé 32, São Paulo 31, Campinas 30,6. Als Minimaltemperaturen hatten zu verzeichnen Igarapava 21,7, Santos 21,2, Ribeirão Preto 21,6 und die geringsten São Carlos 16, Bragança 18, São Paulo 18,4, Campinas 19,8, Santos 21,2.

Der Schiffsverkehr in Santos erreichte an einlaufenden Schiffen im Oktober 160 Schiffe mit 392.958 Tonnen. Davon waren 154 Dampfer und 6 Segler. Von den Flaggen waren beteiligt: 54 brasilianische mit 30.597 Tonnen, 41 englische mit 156.436 Tonnen, 19 italienische mit 66.995 Tonnen, 16 deutsche mit 45.799 T., 12 französische mit 34.802 T., 6 österreichische mit 20.116 T., 4 holländische mit 17.678 T., 3 spanische mit 10.634 T. Ausgefahren sind 164 Schiffe mit 413.267 Tonnen. Der Passageverkehr hat 11.604 ankommende und 4190 abreisende Personen sowie 27.156 in Transit.

Unser Schlangeninstitut — Instituto Soro-terapico — in Butantan hatte Ende Oktober 275 Schlangen. In der letzten Woche waren 266 vorhanden, dazu kamen 94 und 45 starben. Mit dem Gift wurden 14 Tiere inokuliert. An Serum existierten 351 Tubos. Von zahlreichen Leuten im Innern wurden Schlangen zugeschiedt; diesen sandte das Institut auch 16 Schlingen und 31 Karten zum Fang zu. Von allen Seiten her bekommt das Institut Meldungen von wirksamer Anwendung seines Serums.

Das portugiesische Spital in der Rua Brigadeiro Tobias hatte zu Beginn Oktober 41 Kran-

ke. 45 traten im Laufe des Monats ein, 54 traten aus, 5 starben und 27 befanden sich am 1. November dort. Man gab nach auswärts 255 Konsulten und 244 Rezepte. Im Spital wurden 30 Operationen gemacht und 521 Heilmittel verabfolgt, 8 Anwendungen von X-Strahlen, 13 Einspritzungen von „606“, 7 Wassermann-Reaktionen.

Wie ein argentinischer Professor in Swinemünde spioniert! Anfangs Oktober wurde dem „Berliner Tageblatt“ folgende allerneueste Spionage aus Osternothafen bei Swinemünde mitgeteilt, an der wir unser besonderes Amüsement haben, weil sie gerade unserem alten Freund Gscheidel, diesem begeisterten deutschen Partioten, wie es nur wenige am La Plata gab, passieren mußte. Man schrieb dem „B. T.“ „Der verdächtige Landschaftsmaler. Als dort am Sonntag ein Maler beschäftigt war, einige Landschaftsmotive aufzunehmen, wurde er plötzlich von drei Soldaten unter Führung eines Gefreiten für verhaftet erklärt und zur Wache transportiert, wo er einem Verhör unterzogen wurde, während drei Soldaten mit geladenem Gewehr hinter ihm standen. Der als mutmaßlicher Spion Verhaftete gab sich als Landschafts- und Porträtmaler Martin Gscheidel aus dem nahen Misdroy aus. Als man ihn nach verschiedenen Kreuz- und Querfragen auch nach seinem Aufenthalt in den letzten Jahren fragte, erklärte Gscheidel, daß er eine Reihe von Jahren als deutscher Maler in Buenos Aires gelebt habe. Mit diesem Geständnis seines Aufenthaltes im Ausland setzte sich Gscheidel aber erst recht in den Verdacht der Spionage, und er mußte den ganzen Sonntagnachmittag auf der Festung zubringen, zumal er keine Legitimationspapiere bei sich hatte. Es wurde nach dem Gemeinderat in Misdroy telephoniert — dort war geschloßen, verschiedene Bekannte des Malers, der auf dem Freundschaftsberg in Misdroy zwei Häuser besitzt, wurden antelephoniert — sie waren bei dem schönen Wetter nicht im Hause anwesend. Endlich am Abend konnte der Verhaftete von zwei bekannten Herren legitimiert und, nachdem seine Materialien mit Beschlag belegt worden waren, aus der Haft entlassen werden. Martin Gscheidel ist ein in der Berliner Künstlerwelt bekannter Maler, der auf vielen Kunstausstellungen mit Bildern vertreten war, und der in Argentinien zum Professor ernannt wurde.“ — Das also ist dem braven deutschen Partioten Gscheidel, der am La Plata immer von seinem schönen freien Deutschland sprach und kein Kriegerversäumnis versäumte, geschehen! Wäre er eben nicht dieser gute Partiot, so würde er jetzt auf diesen Fall hin seine Landhäuser und sein Schloß verkaufen und auf Nimmerwiedersehen nach Buenos Aires zurückzudampfen. Aber Spionage ist nun mal die moderne europäische Völkerkrankheit.

In der Santa Casa de Misericordia befanden sich am 1. Oktober 852 Kranke, im Laufe des Monats traten ein 1048, gingen weg 976, starben 90 und verblieben für den November 834. Es wurden 230 Operationen vorgenommen. Rezepte wurden für das Spital 14.499, nach außerhalb 6148 ausgestellt, im Lazarusspital 474, Invalidenasyl 461 und im Fintelhaus 320.

Hannibal ante portas! Seit einigen Tagen zirkuliert hier das Gerücht, die Beulenpest sei bereits in der Stadt São Paulo eingezogen. Denn letzten Fall dieser Seuche hatte man hier am 8. Dezember 1911 in der Rua Gazometro 23. Jetzt ist dieser unheimliche Gast allerdings wieder auf dem Wege nach São Paulo. Bekanntlich kamen in Mendes verschiedene solche Fälle vor, so daß man eine Anzahl Kranker nach dem Absonderungsspital nach

Rio schaffte. Nun ist die Seuche aber schon wieder in unserem Staate eingebrochen. In Taubaté sind von Dr. Theodoro Bayma am 29. Oktober zwei Beulenpestfälle konstatiert worden. Diese Kranken befinden sich unter der Aufsicht des Sanitätsinspektors Dr. Cunha Vasconcellos. Was an dem Gerüchte über Fälle in São Paulo wahr ist, darüber spricht sich die Sanitätsdirektion nur reserviert aus. Jedenfalls ist die Sache sehr ernst. Denn gerade jetzt könnte eine Pest in São Paulo große Verheerungen anrichten, denn im heutigen Zustande gehört São Paulo zu den schmutzigsten Städten. Infolge der massenhaften Bauten leben wir in einer Staubwolke und die Reinigung der Straßen wird in einer sträflichen Weise vernachlässigt. Es wäre dringend nötig, daß die Sanitätsbehörde unserer Stadtverwaltung auf die Bude rückte und dem Herrn Duprat einmal die Wahrheit begreiflich machte, daß Reinlichkeit einer Stadt viel nötiger ist und viel besser ansteht als Luxus. Unsere Stadt gleicht einer reichen Dame, die im langen Seidenkleide daherstolztiert, aus dem aber das schmutzige Hemd überall hervorguckt.

In das Handelsregister wurden im Oktober 56 Kontrakte, 5 Aenderungen, 23 Kontraktlösungen, 28 Dokumente von Aktiengesellschaften, 2 Prokurationen und 2 Autorisationen eingetragen, sowie 60 Firmen und 26 Marken. Das Kapital der archivierten Kontrakte belief sich auf 2.897.569\$. Darunter finden wir: Siegl u. Schlodtmann, hier und in Curityba mit 300 Contos; Kaufmann u. Comp., 30 Contos; L. Taube, de Toffoli u. Co., 60 Contos; Adolpho Eisendecker u. Co., 35 Contos; P. Manso u. A. V. Walker, 18 Cont.; Wennesheimer u. Schlaffke, 21 Contos; Gattegno u. Jacobsen, 21 Contos etc.

Aus Europa zurückgekehrt sind dieser Tage mit dem Dampfer „Frisia“ Herr Rudolf Troppmair, Eigentümer der „Deutschen Zeitung“, ferner mit der „Aragon“ Herr William Speers, Superintendent der São Paulo Railway, und der Bundessenator Dr. Alfredo Ellis mit demselben Dampfer.

Arbeiterwohnhäuser. Ohne viel Reklame zu machen, hat die „Companhia Nacional de Juta“ ein großes Werk in Angriff genommen und wird es in kurzer Zeit zu Ende geführt haben. Sie hat in dem richtigen Bewußtsein, daß eine gut behandelte Arbeiterschaft eine bessere Mitarbeiterin des Arbeitgebers ist als eine unzufriedene, den Entschluß gefaßt, Arbeiterwohnungen zu bauen und die beiden Villas Operarias „Villa Oriente“ und „Villa Barão de Ladario“ werden bald fertig sein. Diese Arbeiter villen werden sämtlichen Angestellten und Arbeitern der großen Industriegesellschaft Wohnung geben können. — Sie sind in vier Größen. Für Häuschen mit vier Zimmern werden die Arbeiter 45\$000 monatlich Miete zahlen, mit fünf Zimmern 60\$000, mit sieben Zimmern 105\$000 und mit acht Zimmern 120\$000 Die letzteren sind für die Meister und Kontermeister bestimmt. Die Häuschen sind alle sehr schön und unter Berücksichtigung der hygienischen Vorschriften gebaut; sie haben alle Wasserleitung und elektrisches Licht und auch für Badegelegenheit ist in den Arbeiter villen hinreichend gesorgt. Die Arbeiterfamilien die ein Häuschen von vier oder fünf Zimmern bewohnen, sind in den Stand gesetzt, einen oder zwei Kostgänger zu halten, denn bei der „Companhia Nacional de Juta“ arbeiten ja auch viele ledige Leute, sodaß die Familien selbst nur noch 30\$000 für Miete zahlen werden. Welche Erleichterung das für die Arbeiterschaft bedeutet, ist leicht zu berechnen und die Gesellschaft, die zu einem solchen Werke die Initiative ergriff, verdient alle Anerkennung. Die Häuser sind noch nicht ganz



fertig und schon haben die Spekulanten entdeckt, daß hier wieder ein Geschäft zu machen sei. Der Gesellschaft sind Angebote gemacht worden, die höher sind als die festgesetzten Mieten, sie hat aber natürlich diese glatt abgewiesen, denn ihre Absicht war es ja nicht, Spekulanten zu verdienen zu geben, sondern ihren eigenen Arbeitern billige und gute Wohnungen zu erstellen.

Das Beispiel der „Companhia Nacional de Juta“ verdiente nachgeahmt zu werden. Die anderen Fabriken sollten für ihre Arbeiter ähnliche Häuschen bauen und die Geschäftshäuser, die ein großes Heer von Angestellten und Arbeitern haben, sollten dasselbe tun. Es handelt sich hier nicht um ein rein philanthropisches Werk, denn das in solchen Häuschen angelegte Kapital verzinst sich ganz gut, wenn es auch nicht soviel abwirft, wie das Geld der Cortiçosbesitzer, die nachweislich mehr als 80% verdienen.

Die Teuerung der Lebenshaltung in São Paulo ist zu bekämpfen; die Sache muß nur richtig angefaßt werden, und wenn das geschehen ist, dann muß die Stadt mit noch schnelleren Schritten auf der Bahn des Fortschritts voraneilen.

Leutnant Mauricio de Lacerda und die Landkonzessionen. In der Mittwochssitzung der Bundeskammer hielt der jugendliche Abgeordnete Leutnant Mauricio de Lacerda seine längst angekündigte Rede über die skandalösen Landkonzessionen. Da das „Diario do Congresso“ noch nicht erschienen ist, so kennen wir die Rede noch nicht im Wortlaut, aber nach den Äußerungen des genannten Herrn in dem von uns gestern besprochenen Interview gestatten wir uns die Vermutung, daß er den Gegenstand nicht mit der erwünschten Sachlichkeit und Ruhe behandelt haben wird. Die kurze Inhaltsangabe der Rede läßt auch darauf schließen, daß Herr Mauricio mehr durch seine Verve als durch seine Gründe zu wirken suchte und das ist bei dem feurigen jungen Redner, der den Zuhörer hinreißen will, anstatt ihm zu überzeugen, auch sehr erklärlich. Es wäre jedenfalls zu wünschen gewesen, wenn nicht der mit wenig Sachkenntnissen belastete Leutnant, sondern einer unserer besten Wirtschaftspolitiker die große Rede gehalten hätte, z. B. Herr Calogeras, Herr Carlos Maximiliano oder ein anderer, der, bevor er die Tribüne besteigt, sich zu informieren pflegt, damit es ihm nicht unterläuft, daß er einen dreizehnjährigen Jungen als Obersten des nordamerikanischen Heeres hinstellt. — Schon die Ankündigung der Rede des Herrn Mauricio de Lacerda hat manchen wieder veranlaßt, das Gespenst der deutschen Gefahr an die Wand zu malen und ist wieder von der catharinenser Munizipalität die Rede, die ihre Aktenstücke angeblich in deutscher Sprache abfaßt. Gleichzeitig wird auch wieder darauf hingewiesen, daß es in Santa Catharina mehr Deutsche als Brasilianer gebe. Das eine ist ebenso falsch, wie das andere. Die deutschen Aktenstücke existieren nur in der erhitzten Phantasie unserer Jakobiner und an das Ueberwiegen des deutschen Elements in Sta Catharina kann nur der glauben, der diesen Südstaat nur auf der Karte oder nur im Traume gesehen und niemals eine Statistik angeschaut hat. In Sta Catharina gibt es nicht nur mehr Luso-Brasilianer, sondern auch mehr Italiener als Deutschsprechende, und was die Gefährlichkeit des deutschen Elements anbelangt, so erinnern wir uns nicht, gehört zu haben, daß es an Vorgängen à la Irany beteiligt gewesen wäre. — Nach der genauen Lektüre der Rede Mauricio de Lacerdas werden wir vielleicht auf den Gegenstand noch zurückkommen müssen.

Die alte Vergueiro-Straße, an welcher der deutsche Ingenieur Rath seine Verdienste hat, wird auf der Strecke São Paulo und Alto da Serra repariert, damit sie für Wagen und Automobile benutzbar ist.

Keßlers Totenmarsch. Der Komische Opern-Kapellmeister Leo Keßler ist jetzt, wie wir vernehmen, in Curityba an der Arbeit, einen von ihm komponierten Totenmarsch einzuüben, der bei der Beerdigung von Coronel João Gualberto von der Jägermusik gespielt werden soll. Vielleicht wird dieser so hochpatriotisch getaufte Marsch „Sobre a morte de um heroe“ beim nächsten Sideria-Konzert ins Menu genommen.

Empfehlenswerte Klavierschulen. Wir verweisen unsere Leser auf die Anzeige der Buchendung des Herrn Heinrich Grobel betreffend empfehlenswerte Klavierschulen.

Ein Beileidstelegramm schickte unser nationale Senat an die Kollegen in Washington zum Tode des Vizepräsidenten James Sherman.

Der Holländische Lloyd wird, nach einem Berliner Telegramm, eine neue Dampferlinie nach Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro und Santos eröffnen und zwar noch vor Ablauf dieses Jahres.

Streik für Lohnerhöhung haben die Arbeiter an der Bahn „Thereza Christina“ eröffnet.

Ein neues Attentat auf das steuerzahlende Volk hatten die Herren „Volksvertreter“ in der nationalen Kammer wieder geplant. Obwohl die Zolleinnahmen dieses Jahr schon enorm gestiegen sind, sollte für nächstes Jahr eine neue Belastung kommen. In sämtlichen Häfen sollte der Import mit einer neuen Taxe von 2 Prozent Gold belastet werden. Im letzten Moment ist es der paulistaner Abordnung gelungen, diese Mehrbelastung wenigstens zu verschieben, indem sie den Antrag, die Vorlage an die Kommission zur näheren Prüfung zurückzuschicken, mit 68 gegen 53 Stimmen durchbrachte.

Für die neue Kathedrale sind bis jetzt . . . 1.719:4388 gesammelt. Neulich haben gezeichnet: Condessa de Alvares Penteado und Com. Antonio Augusto de Almeida Cardia je 50 Contos, Rodrigo Monteiro de Barros und Ignacio Penteado je 20 Contos, Dr. José B. da Rocha Conceição, Comp. Puglisi und Amelia Brasilia Leitão Munhoz je 10 Contos, Teodonio Lara Campos, Christiano Pellegrino Vianna und Dr. Alvaro Guimarães je 5 Contos.

Die Lage in Ceará scheint sich wieder zu verwirren. Bekanntlich wurde dieser Nordstaat gegen den Willen des Oberkommandierenden, Generals Pinheiro Machado, von Coronel Franco Rabello „betreut“. Der Chef der kons. rep. Partei und mit ihm Hermes da Fonseca versuchten die Olygarchie der Accioly's, die seit fast zwei Jahrzehnten den Staat als ihren Privatbesitz behandelte, zu halten, diese Politik wurde aber zu gefährlich und die Herren standen davon ab. Jetzt geht der Kampf gegen Coronel Franco Rabello aber von neuem los und dazu hat man sich wieder einmal des Habeas Corpus bedient, obwohl die Bundesregierung einmal dokumentarisch festgestellt hat, daß das Habeas Corpus auf politische Fälle keine Anwendung finden dürfe. Am 8. soll der ceraräenser Staatskongreß zusammentreten und haben die Oppositionisten, die den Anweisungen Pinheiro Machados gehorchen, sich unter der Vorgabe, von Franco Rabello in der Ausübung ihres Mandats behindert zu sein, an das Oberste Bundestribunal mit einem Habeas Corpus gewandt und dieses ist ihnen auch gewährt worden, worauf die Bundesregierung sich wieder beeilt hat, dem Bundesrichter von Fortaleza zur Durchführung des Befehls Soldaten zur Verfügung zu stellen. Franco Rabello versichert nun wohl, daß es

ihm garnicht einfallen, die Oppositionsdeputierten in der Ausübung ihrer Rechte zu behindern, diese Erklärung dürfte ihm aber wenig nützen, denn der Bundesrichter seiner Staatshauptstadt ist gegen ihn und dieser hat, wie gesagt, die Bundessoldaten zur Verfügung. Die Deputierten der Opposition werden nach berühmten Mustern unter der Behauptung, bedroht zu sein, den Schutz der Bundessoldaten in Anspruch nehmen und der Richter wird das tun, was ihm Pinheiro Machado befohlen. Das bedeutet eine Provokation der cearáenser Staatsregierung und die Frage ist sehr am Platze, ob es denn jetzt, wo im Süden ein Feuerchen brennt und in Pará es auch noch unter der Asche glimmt, angebracht ist, in Ceará einen neuen Brand anzufachen.

Schwurgericht. Sobald die Sommerhitze sich einstellt, streiken die Geschworenen. Aus diesem Grunde ist es dem Gerichtspräsidenten noch nicht gelungen, die Novembersitzung zu eröffnen. Die Geschworenen zahlen lieber die hohe Geldstrafe und bleiben zu Hause oder bei ihrer Arbeit. Man kann es den Herren, die trotz der Geldstrafe sich einer Bürgerpflicht entziehen, dieses auch nicht allzusehr übel nehmen, denn es ist absolut kein Vergnügen, von elf Uhr vormittags bis spät abends in dem heissen Saale zu sitzen und die langen Reden anzuhören.

Nach langer Zeit nimmt wieder Herr Dr. Adalberto Garcia den Stuhl des Staatsanwaltes ein und dürfte daher, da er unstreitig der beste öffentliche Ankläger von São Paulo ist, die Sitzungsperiode etwas interessanter werden und die Herren Angeklagten nicht so leicht davonkommen wie bei dem jugendlichen zweiten Staatsanwalt, Herrn Dr. Mario Pires, der leider nicht die hierzulande nun einmal unentbehrliche Beredsamkeit in hinreichendem Maße besitzt.

Bevölkerungsbewegung. Vorige Woche starben in São Paulo 196 Personen, davon 7 an Pocken, 47 an Magenkrankheiten, 6 durch gewaltsamen Tod, 15 an Tuberkulose etc. Es waren 107 männlichen und 89 weiblichen Geschlechtes, 155 Brasilianer und 41 Fremde, 91 unter 2 Jahren. Gleichzeitig wurden 277 Kinder geboren, 32 Ehen geschlossen und 1897 Personen geimpft. Die Zahl der Totgeburten war 22.

Einwanderung. Bis Ende Oktober sind in Santos 28.623 Stück Einwanderergepäck eingetroffen gegen 19.585 Stück in gleicher Zeit des Vorjahres. Im Oktober trafen mit 23 Dampfern 3913 Stück ein.

Gegen die Kaffeefrachten, welche die Sorocabana Railway erhebt, haben die Fazendeiros von Piracicaba einen Protest an den Ackerbausekretär geschickt; das Schriftstück ging an die Verkehrsdirektion zur Begutachtung.

Das Rote Kreuz hatte bekanntlich bei seiner neulichen Gründung in São Paulo begeisterte Aufnahme gefunden, eine ganz große Reihe erstklassiger Damen unserer hohen Gesellschaft erschien dabei und sogar für eine Expedition nach Neu-Canudos hatten sich verschiedene Damen angemeldet. Aber wir haben noch nicht vernommen, was der Kriegsminister auf diese Offerte geantwortet hat und ob die Expedition bereit ist. Nun lesen wir aber einen energischen Appell der Gründerin Dra. Maria Renotte, die offenbar eine peinliche Enttäuschung erlebt, da jetzt zur neulichen Statutenberatung nur zwei Damen erschienen, die provisorische Vorsitzende und Dra. Renotte selber. Sie meint in ihrem Proteste, die Damen von São Paulo, dem Athen Brasiliens, werden sich doch nicht blamieren wollen, auf die Hottentoten herabzusinken, denn alle zivilisierten Völker hätten die Vereinigung des Roten Kreuzes, nur die Wilden und die Hottentotten nicht.

Deutsches Krankenhaus in Porto Alegre. Telegraphischen Nachrichten zufolge hat die Sammlung für ein deutsches Krankenhaus in Porto Alegre einen ungeahnten Erfolg. Die Firma Bromberg & Co. zeichnete 20:000\$000, Edmundo Dreher & Co. 10:000\$000, die União de Ferros 6:000\$000, John Day, Bromberg & Co. 5:000\$000, Theo Möller & Co. 4:000\$000. Die Zeichnungen von zwei Contos oder einem Conto sind noch nicht veröffentlicht; im Ganzen sind schon 86:000\$000 überschritten worden und dürfte vielleicht noch bis Ende des Jahres die erforderliche Summe beisammen sein, um mit dem Bau beginnen zu können. Wie in Porto Alegre das ja nun einmal üblich, hat auch der Krankenhausplan eine heftige Opposition gefunden und dieses Mal sind es die Klerikalen, die das philanthropische Werk hintertreiben wollen. Sie haben in einem deutschsprachlichen Blatte einen Aufruf erlassen, in dem die Unterstützung des Krankenhausbaues aus dem einfachen Grunde, weil die Krankenpflege evangelischen Diakonissinnen anvertraut wird, geradezu als einen Verrat an der Religion hinstellen. Es muß auch solche Käuze geben, sagt Mephisto.

Zum 15. November, dem Geburtstag der brasilianischen Republik, werden bereits Vorbereitungen getroffen. Hier findet zu diesem Anlaß wieder eine Militärparade im Prado da Mooca statt, an der 2400 Mann Staatstruppe teilnehmen werden und zwar das erste Bataillon mit einer Mitrailleusenabteilung, eine Kavallerieabteilung, das zweite und das vierte Bataillon, eine Kompagnie der Zivilgarde und die Ambulanz der Staatstruppen. Heute beginnen in der Mooca die Vorübungen, denen der Justizsekretär, Dr. Sampaio Vidal, beiwohnen wird. Am 10. ds. wird mit der Verteilung der Einladungen begonnen.

In der Ackerbausehule in Piracicaba findet heute die Schlußfeierlichkeit statt, bei welcher 26 Schüler ihre Studien als Agronomen zum Abschluß bringen, wozu sich auch unser Ackerbausekretär, Dr. Paulo de Moraes, einfinden wird. Von Rio ist gestern der Leader der Regierungspartei, Dr. Fonseca Hermes, hier angekommen und wird heute über Limeira nach Piracicaba fahren, da dort auch ein Sohn von ihm die Studien beendet. Der in São Paulo soviel kritisierte Leader wurde am Bahnhof von Dr. Valois de Castro, Dr. R. Miranda, Dr. Angelo Pinheiro Machado empfangen und nach der Wohnung von Dr. Miranda begleitet, wo er viele Besuche erhielt. Die Festlichkeiten in Piracicaba haben gestern schon begonnen, wozu der Ackerbausekretär eintraf und wobei Dr. Carlos Botelho im Theater Santo Estevam einen interessanten Vortrag über das Thema „Em redor da lavoura cafeeira“ hielt. Die Familien der Schüler sind in großer Zahl zur Feier eingetroffen. Im Programm des heutigen Festes findet sich auch die Pflanzung von Bäumen. — Die Ackerbausehule in Piracicaba wird einer gründlichen Reform unterzogen werden, wozu das Projekt bereits fertiggestellt ist.

Für Kaffeepropaganda wünscht die Firma Fernandez y Prado, die eine Kaffeerösterei in Spanien hat, eine Beihilfe von 50.000 Franken, um bei der internationalen Ausstellung in Barcelona einen Pavillon aufzustellen.

Ueber den Katholizismus in Brasilien hat ein Reporter der „Imprensa“ jüngst den Erzbischof Kardinal Arcoverde von Rio de Janeiro interviewt und von dieser kirchlichen Autorität Erklärungen erhalten, die man festlegen soll. Auf die Frage, wie der Katholizismus in Brasilien sich entwickle, meinte der Kardinal, seit der Entdeckung Brasiliens habe der Katholizismus hier immer Fort-

schritte gemacht und gutes Erdreich gefunden. Die brasilianische Kultur sei in ihrem moralischen und geistigen Wesen eine köstliche Frucht der Lehren der katholischen Kirche. Ihn und ihrem Einflusse verdanken wir, ohne in Umschweifungen zu reden, alles. Die Freiheit, die sie in unserem Lande genießt, ist die Garantie für eine gute Zukunft nach jeder Hinsicht.

Auf die Frage, wie der Papst über Brasilien denke, erwiderte der Kardinal: Schon vor einem Jahre zeigte der Papst seine Vorliebe für Brasilien. Die ganze Vermehrung der Diözesen, auf 40 Bistümer, mit nahezu 50 Bischöfen, das konnte bei dem Hl. Vater nicht ohne Eindruck bleiben. So haben wir beobachtet, daß die Kirche in Brasilien sich immer mehr befestigt, in ihrem Leben und in ihrer Energie erweitert. Und so ist Brasilien zu einem jener Länder geworden, die heute Pius X. am meisten zum Troste gereichen.

In dem Maße, wie der materielle Fortschritt, die Ausdehnung der Verkehrsmittel, die Lebenstätigkeit in den Staaten sich vermehrt und die Zivilisation in die bisher unbewohnten immensen Gebiete trägt, so wird auch der Hl. Stuhl für die Entwicklung des kirchlichen Lebens die Zahl der Prälaten und Diözesen vermehren, damit auch die Religion diesen Fortschritt mitmacht.

Der Katholizismus hat in Brasilien die große Mehrheit für sich. An der Spitze der katholischen Bewegung stehen dem Klerus die hervorragendsten einheimischen Männer zur Seite. So kann die katholische Propaganda nicht anders als intensiv und wirksam sein. Dem Klerus fehlt es nicht am guten Willen, seine Pflicht zu tun.

Unter dem republikanischen Regime hat die Kirche große Fortschritte gemacht, da sie alle Freiheit, auf welche sie Anrecht hat, genießt. Die Republik hat die Kirche nicht geschädigt. Dies will nicht besagen, als hätte sie zur Zeit der Monarchie nicht prosperiert. Mit jedem Regime, in dem ihr Freiheit gewährt wird, würde sicherlich dasselbe sich ereignen.

In Bezug auf die Bildung einer katholischen Partei können nur die Verhältnisse der Zukunft über die Konvenienz entscheiden und ist darüber jetzt ein Urteil schwierig. Persönlich bin ich jetzt nicht sehr für eine katholische Partei eingenommen. Ich glaube, alle können gute Katholiken sein, welcher politischen Partei oder Strömung sie in diesem Lande angehören mögen. Was wir tun müssen, ist nur, daß wir die Unterstützung den religionfeindlichen Politikern verweigern. Das ist ein legitimes Recht der Selbstverteidigung, das uns niemand bestreiten kann. Wenn wir wirklich Feinde der Kirche haben, so ist ihre Zahl doch nur sehr beschränkt und gegen sie genügt vorderhand Vorsicht. In ihren Werken der Wohltätigkeit hat die Kirche die Bewunderung der ganzen Welt erregt und auch in Brasilien Großes und allgemein Anerkanntes geleistet. Auch auf dem Gebiete des Unterrichts unterstützen die Pfarrschulen und die katholischen Kollegien mit bestem Willen den Kampf gegen den Analphabetismus. Um nach dieser Richtung noch nützlicher zu sein, müßten, wie es in Frankreich, Belgien und Deutschland geschieht, auch in Brasilien die Katholiken am Werke der Pfarrschulen wirksam mitarbeiten. —

Soweit der einzige brasilianische Kardinal, der Erzbischof der Bundeshauptstadt, Dr. Joaquim Arcoverde de Albuquerque Cavalcanti.

Diese Auslassungen können als offiziöse Erklärungen der katholischen Kirche betrachtet werden; denn es wird kaum ein Kleriker oder ein Katholik wagen, diesen Äußerungen die Wahrheit abzuspren-

chen. Darin haben wir nun eine volle Desavouierung jener konfessionellen Fanatiker, welche die Urheber der brasilianischen Bundesverfassung mit dem modernen Prinzip der Trennung von Kirche und Staat als die Sendboten der leibhaftigen Antichristen hingestellt haben und sie heute noch bei jeder ähnlichen Gelegenheit als solche schmähen, wie wir dies ja in Frankreich gehört und jetzt erst recht wieder in der Republik Portugal noch tagtäglich hören. Hier sind jene Feinde des modernen Prinzips der konfessionellen Gleichheit und Freiheit, die Ueberklerikalen, durch den Mund der höchsten katholischen Autorität in Brasilien Lügen gestraft. Sagt dieser doch selber, zu ihrem Gedeihen bedarf die Kirche nicht des Schutzes und der Gelder des Staates, sondern nur der Aktionsfreiheit und diese Freiheit genieße sie in vollem Maße auch in Brasilien unter der konfessionslosen Republik. Wer Trennung von Kirche und Staat verlangt, der ist also kein Feind der Religion, kein Zerstörer der Kirche, sondern nur ein Freund der Toleranz und der Freiheit für alle. Wenn am Schluß seiner Äußerungen der Erzbischof noch den Wunsch auf größere Einwirkung der Katholiken auf das Schulwesen äußert, so berührt er allerdings einen der wichtigsten Punkte in diesem Kampfe und da sind wir auch wieder der Ansicht, daß die Trennung der Kirche sich auch bis auf die Schule erstrecken soll und daß die allgemeine Schule, die den nachwachsenden Generationen die fundamentalsten Bildungsbegriffe beibringt, ebenfalls auf den Boden der Konfessionslosigkeit gestellt werden soll, damit schon da die Zusammengehörigkeit aller begründet wird und die Differenzierung durch Konfessionen ausgeschlossen bleibt.

Polizistenmorde in Bello Horizonte. Heute sollen die 19 Bundessoldaten, die vor sechs Monaten in den Straßen von Bello Horizonte auf die Stadtpolizisten eine wahre Jagd veranstalteten und sechs von ihnen niederschossen, vor den Geschworenen erscheinen. Der Prozeß dürfte sehr lange dauern, denn die Verlesung der Aktenbände allein wird vielleicht einen ganzen Tag in Anspruch nehmen. Man hat für die Geschworenen im Gerichtsgebäude Betten aufgestellt, denn sie dürfen, nachdem ihr Name aus der Urne gezogen, das Gericht vor dem Urteilsspruch nicht mehr verlassen. Nach allgemeiner Ansicht können die 19 Mörder nur die höchste Strafe erwarten und das wäre auch nicht mehr als recht und billig, denn für sie ist eine dreißigjährige Haft absolut nicht zuviel.

Turnerschaft von 1890. Am 9. ds. feierte dieser Verein sein 22. Stiftungsfest, welches sehr gut besucht war und in äußerst angeregter Stimmung verlief, wozu hauptsächlich die exakte Ausführung des reichhaltigen Programms beigetragen haben dürfte. Eingeleitet wurde das Fest durch einen gut vorgetragenen Prolog von Frh. Gärtner, worauf seitens der Turner verschiedene Stabübungen folgten. Die von den Turnerinnen dargestellte Pantomime erregte durch ihre Komik allgemeine Heiterkeit. Als Nummer 3 des Programms überraschten die Herren Selle und Nemitz die Anwesenden durch Keulenübungen, die, vermöge ihrer Darstellung als Spiegelbild, zauberhaften Effekt erzielten. Hierauf ernteten die Turner mit verschiedenen Pyramiden stürmischen Applaus. Der sich daran anschließende Schwank „Zu Befehl, Herr Rittmeister“ wurde flott gespielt, indem die Rollen gut verteilt waren und Herr Carl Heinke die Regie, in bekannter Weise, meisterhaft führte. Auch hatten wir die Freude, Frau Glanz, als Frau Kommerzienrat Reichard, tadellos wieder nach längerer Zeit ihr ausgesprochenes Talent verwertet zu sehen. Ausgezeichnet se-

kundierte in ihrem Spiele, als ihre Tochter Sidonie, Fräulein M. Meißner. Herr Mietzsch als Rittmeister und Herr Schön als Assessor erledigten sich ihrer Rollen wirklich musterhaft und Hr. Zapf, das Original eines polnischen Burschen darstellend, war einfach famos, wahre Lachsalven hervorrufend, durch seine feine Komik und verblüffende Nachahmung des polnischen Dialektes. Er dürfte zu dem glänzenden Erfolg des Stückes einen sehr grossen Teil beigetragen haben. Die Glanznummer des Abends jedoch bildete der von Herrn Turnlehrer Selle einstudierte Dekorationsreigen, ausgeführt von 12 Paaren, alle weiß gekleidet, die Damen laubgeschmückte Doppelreifen, die Herren Fächer schwingend. Die anerkanntswerten Bemühungen des Herrn Selle als Leiter und der teilnehmenden Damen und Herren fanden allerseits frenetischen Beifall. Der sich anschließende Ball verlief äußerst animiert und fand erst mit dem neuanbrechenden Tage seinen Schluß. Wir wünschen der Turnerschaft von 1890 immer solche Erfolge und weiteres Blühen und Gedeihen. Gut Heil! M.

Einen großen Rom-Pilgerzug wollen die brasilianischen Bischöfe in 1913 veranstalten. Man hofft, daß ca. 1000 Katholiken aus allen Diözesen daran teilnehmen. Die Bischöfe von S. Paulo laden dazu bereits ihre Gläubiger durch Zirkulare ein. Wer sich nicht persönlich beteiligen will, soll es durch finanzielle Spenden tun, denn ein möglichst großer Peterspfennig soll dabei dem Papste überreicht werden.

Mit Conselheiro Duarte de Azevedo, Senatspräsident von São Paulo, der am 9. ds. in Rio de Janeiro starb, ist ein Mann dahingegangen, der seit Jahrzehnten im öffentlichen Leben eine bedeutende Rolle spielte. Manuel Antonio Duarte de Azevedo war 1831 in Itacorá, bei Itaboraí, geboren, studierte im kaiserlichen Kolleg D. Pedro II. und nachher an der hiesigen Rechtsfakultät. Von 1856 bis 1858 arbeitete er als Advokat in Rio und Nictheroy und später in São Paulo, wo er 1859 doktorierte. 1860 wurde er zum Präsidenten von Piahy ernannt, in 1861 als solcher in Ceará, nachher als Rechtslehrer in São Paulo, wurde 1864 provinzieller und 1869 nationaler Abgeordneter. Die Präsidentenposten in Pará und Pernambuco lehnte er ab, war 1887 und 1873 Minister der Marine und des Innern und 1871 bis 1881 Rechtslehrer an der hiesigen Fakultät. In den folgenden Jahren war er fast beständig Mitglied der provinziellen und nationalen Legislative, 1889 außerordentlicher Staatsrat. In der Republik wurde er 1901 bis 1905 Vizepräsident des paulistaner Senats und Präsident des Verfassungsrates und von 1906 an Senatspräsident, welches Amt er kürzlich wegen hohen Alters niederlegen wollte, was aber seine Kollegen ablehnten. Der Verstorbene hat also in öffentlichen Stellungen ein tatenreiches Leben hinter sich und hinterläßt auch verschiedene Publikationen. Das Begräbnis vollzog sich hier gestern mit großer Beteiligung.

Für den Bau von Arbeiterhäusern hat die Baudirektion von Rio de Janeiro mit Eugenio Vidal und Manuel Porto einen Vertrag unterzeichnet. Es sollen 5 Klassen Häuser erstellt werden, die zu 30, 50, 70, 90 und 120 Milreis monatlich vermietet werden. Die Miete soll 15 Prozent der angelegten Kapitalien bedeuten. Innerhalb 5 Jahren sind 10.000 Häuser zu bauen. Als Garantie wurden 10 Contos deponiert.

Eine düstere Familientragödie enthüllt eine kurze Polizeinotiz. Als der 18jährige Typograph Lauro Montanari am Samstag mitternacht nach der Rua Maria José 64 nach Hause kam, machte er, in betrunkenem Zustande, Angriffe auf

seine 21jährige Schwester. Dabei kam der Vater seiner Tochter zu Hilfe, wurde vom Sohne auf das schlimmste beleidigt und mit einem Rasiermesser am Kopf und an der Hand verwundet. Schließlich wurde der Rasiermesserheld festgenommen und der Polizei eingeliefert, der Verwundete auf der Assistentia verbunden. Hinter dem Vorgang steckt ein düsteres Bild. Die Tochter, Josephina Montanari, ist mit ihren 21 Jahren bereits Witwe. Ihr Mann, José Teixeira, hat vor Monatsfrist sein Söhnchen ermordet und dann Selbstmord begangen. Der Sohn Montanari will nun nicht dulden, daß seine Schwester, die Witwe des unglücklichen Teixeira, im Hause der Eltern wohne, wohl weil er sie für jenen Mord und Selbstmord verantwortlich macht. Daß der junge Bursche aber ein Rasiermesser als Waffe bei sich trägt, das ist nicht ein Zeichen eines hohen moralischen Ernstes, den er doch gegen seine Schwester zur Schau trägt.

Ein neues Canudos. Coronel Pyrrho, der Kommandant, der gegen die Fanatiker von Irany ausgesandten Bundestruppen, hat einige verkleidete Offiziere nach dem vom Feinde besetzten Gebiet geschickt, damit sie es auskundschaften. Diese Offiziere mögen sich sehr gut verkleidet haben, aber gefährlich bleibt ein solches Unterfangen doch immerhin, denn die Fanatiker dürften alle einander kennen, sodaß ihnen auch die als Caboclos auftretenden Fremden auffallen müssen. Der Serraner ist immer mißtrauisch und wittert überall Verräter.

Aus der Polizeichronik. Nach Itatiba ist der Polizeidelegado Nobrega abgegangen, um die Untersuchung über die Ermordung des Fazenda-Administrators Lucilio Alves da Silveira Carlito vorzunehmen.

— Einen Zweikampf mit Revolvern veranstalteten gestern abends in der einsamen Rua Conselheiro Brotero der Garage-Gerente Affonso Natocchi und der Kutscher Antonio de Lucca, alias „Gallo“. Dieser hatte jenem schon lange Rache geschworen und nun trafen sie sich in einem Restaurant am Largo do Paysandu. Von da begaben sie sich nach jener Straße, um von der Polizei nicht gestört zu werden und feuerten dann 10 Schüsse aufeinander los, bis die Polizei kam und dem „Kinderspiel“ ein Ende machte. Beide hatten verschiedene, aber nicht gefährliche Verletzungen.

— Die 16jährige Elisa Bueno, die mit ihrer Mutter und dem Liebhaber im Bairro Cangahyba wohnte, stürzte sich gestern in den Tieté, wo sie Kleider wusch. Ein Neger sprang ins Wasser und wollte das Mädchen retten, was ihm aber nicht gelang.

— Ein Musterkerl muß dieser Faustino Cabral dos Santos sein, den die Braz-Polizei am 6. ds. verhaftete, weil er die paralytische Minderjährige Boniti entehrte. Faustino soll außerdem in Biganie leben und als Handwerk den Viehdiebstahl betrieben haben. Nun auf einen Paragraphen des Strafgesetzes mehr oder weniger kommt es ihm nicht an.

— Daß ihr Allerliebster von ihr nichts mehr wissen wollte, das glaubte die Candida de tal in der Rua São João 279 nicht vertragen zu können, nahm deshalb eine Dosis acido fenico und liegt jetzt in sehr schlimmem Zustande in der Santa Casa.

— Auf dem Friedhofe Araçá wurde die Leiche der 50jährigen Maria Magdalena, die am 30. ds. verstarb, ausgegraben, weil man nach einer eingelaufenen Denunziation ein Verbrechen vermutete. Die Leiche wies solche Anzeichen nicht vor, aber trotzdem nahm der Polizeiarzt die Eingeweide zur näheren Untersuchung mit.

— Die Polizei verhaftete den italienischen Erdarbeiter Roberto Morcardini in der Rua Paulino Guimarães 22, der im Alkoholdusel mehrfach sich ge-

gen seine 11 jährige Tochter vergangen haben soll. Die Anzeige stammt von einer Dienstmagd Maria Gabriella Carneiro, bei welcher sich die Tochter des Morcardini befindet. Der Arzt hat bei dem Mädchen Anzeichen von Vergewaltigung vorgefunden, aber es muß erst festgestellt werden, ob wirklich der Vater der Schuldige war, oder ob er für die Sünde eines „Ungenannt sein Wollenden“ büßen soll. Die Polizei hat die erste Pflicht, zuerst vorsichtig zu prüfen.

— Bei der großen Hitze merkt man nur bei den Selbstmordkandidaten starke Vorliebe für den Tod in den Wellen. So hat auch gestern die 45 jährige Lazara Esternira von der Rua Pescadores 38 den Wasserweg nach dem Jenseits gewählt und sich in den Tamanduatchy gestürzt. Aber Leute, die auch schwimmen konnten, stürzten sich ihr nach und holten sie ins Diesseits zurück.

— Aber der Josephina Visconde, die in der Rua dos Appeninos im beständigen Kampfe mit ihrem Herrn Ehegemahl lebt, obwohl er ihr und sie ihm schon vier Nachkommen geschenkt, war der Thermometerstand der letzten Tage noch nicht genügend, denn sie hat ihrem bösen Manne und sich selber zugleich eine fürchterliche Rache zgedacht. Sie begab sich mit ihren vier kleinen Kindern in die Stube, schloß Türe und Fenster fest zu, begoß die ganze Bude mit Petroleum und zündete sie an. Auf das Jammergeschrei der Kinder eilte die Nachbarschaft herbei und kam noch früh genug, um die irre Frau und die kleinen Würmer vor dem grausen Flammentod zu retten.

— Der „Chauffeur“ Raphael Navarro wird oft von seiner Maschine, nicht aber diese von ihm regiert. So kam es gestern vor, daß er in der Rua Rosario mit seinem Kraftwagen gegen den Wagen der Zigarrenfabrik Castellões rannte und den Fuhrmann erheblich verletzte. Den Verletzten nahm die Assistencia in Behandlung, den unerfahrenen Chauffeur packte die Polizei in flagranti. Einem Tölpel sollte man doch so gemeingefährliche Instrumente nicht in die Hand geben.

Selbstmordkandidaten. Der gestrige trübe Sonntag hatte natürlich wieder seine Selbstmordkandidaten. Wegen intimer Familienangelegenheiten nahm die 19 jährige Annita Baiel in der Rua dos Gusmões 91 eine Jodtinktur. — Die 35 jährige Antonietta Medici in der Rua da Assembleia 44 genoß aus nicht bekannten Gründen eine Dosis Kokain. — In der Rua Taguá 2 hatte sich sogar der Kraftwagenlenker Nr. 445 namens Alberto Joaquim de Lima ein Drogueriepräparat beigefügt. Vorher aber hatte er zuviel anderes genossen und davon einen formidablen Rausch bekommen. Wahrscheinlich handelte es sich überhaupt nur um einen vom Alkoholteufel besieigten Kraftwagenlenker. Hätte der Mann wirklich ehrliche Selbstmordgedanken gehabt, so hätte er wohl nicht besser zu seinem Ziele gelangen können, als daß er in diesem Zustande mit seiner Maschine losgesaust und über die Ponte Grande gerennt wäre. — Uebrigens war gestern unsere Assistencia Policial wieder fix auf dem Posten und setzte alle Selbstmordkandidaten mit dem üblichen Gegengift außer Lebensgefahr. Dies geschah auch schon am Samstag abend in der Rua Monsenhor Andrade, wo die 17 jährige Gloria Thomaz ein Tränklein genommen hatte. — Schlimmer aber steht es mit der 44 jährigen Oesterreicherin Maria Paganaselles aus São Bernardo, die sich im „delirium tremens“ zwei Messerstiche in den Leib versetzte und in gefährlichem Zustande in die Santa Casa eingeliefert wurde.

— Daß es sich bei unseren Selbstmorden um eine Nachahmungsseuche, um eine Manie handelt, das

sieht man meistens schon aus den nichtigen Gründen, die solchen Taten zugrunde liegen, dann aber auch an der Zahl dieser Vorkommnisse. Im Monat Oktober hatten wir hier 21 Selbstmordversuche, in diesem Monat sind es schon 16. Im 1. Semester kamen 92 vor, 13 im Januar, 18 im Februar, 12 im März, 14 im April, 21 im Mai und 14 im Juni. Von den 92 hatten 74 zum Gift gegriffen, meistens aber zu etwas unschuldigem Gift. Von den 92 haben nur 30 Prozent ihren Zweck erreicht.

Munizipien.

Santos. Erst heute vernehmen wir den richtigen Namen des deutschen Kaufmannes, der vorgestern im Club Germania einem Schlaganfall erlag. Es war Herr Otto Offen. Am 7. ds. fand im Saboo-Friedhofe die Beerdigung statt, zu der sich eine große Anzahl von Freunden des Verstorbenen einfand. Die Corretoren hatten für einen prächtigen Kranz und Spezialbonds 220 Milreis zusammengestellt.

— Der Arbeitervormann Nicola Lorosai erhielt von der Direktion der Juquia-Bahn am 6. ds. 5 Contos, um seine Arbeiterabteilung auszubezahlen, verschwand aber mit dem Gelde. Die Polizei sucht jetzt nach dem Raubvogel aus Kalabrien.

— Die 18 jährige Brasilianerin Maria José wurde beim Holzhacken von einer giftigen Schlange am Fuß gebissen. In ernstem Zustande wurde sie nach der Santa Casa geschickt.

— Der 44 jährige Engländer Stuart Weir, Ingenieur, wurde nachts in der Rua Santo Antonio von einem gewissen Gabriel Dimas Monteiro überfallen und verletzt. Der Verletzte wurde in der Santa Casa gepflegt, der Täter der Polizei eingeliefert.

— Die Hafenspolizei ließ die mit dem Dampfer „Aragon“ reisenden Herren José Dolinger und Barnett Goldery nicht an Land, sondern schickte sie den lieben Nachbarn in Buenos Aires zu.

— Weiber werden zu Hyänen! In der Rua Andradas 50 lebten Maria Alcanforada und Isabel Mussa in böser Feindschaft. Um sich nun an ihrer Feindin zu rächen, schleppte Maria ein 5 jähriges Mädchen der Feindin in ihre Wohnung, peitschte das Kind durch, bis es blau und grün war und begoß es nachher noch mit siedendem Wasser. Auf die Anzeige bei der Polizei eröffnete dieselbe über den Fall eine Untersuchung.

Campinas. Während des Monats Oktober landeten in der von der Sociedade Amiga dos Pobres unterhaltenen Nachtherberge 469 Männer und 61 Frauen Beherbergung, wovon 302 Brasilianer und 228 Fremde waren; die gleiche Gesellschaft übernahm im Oktober die Beerdigung von drei Armen.

— Ein Soldat von der Civilgarde mißhandelte einen Gefangenen in brutalster Weise und schlug ihm eine blutende Wunde in den Kopf. Der Polizeidelegado hat eine Untersuchung angeordnet.

Jundiahy. Ein Junge von Rogerio Petronilho Prado verschluckte eine Nickelnünze, die auf halbem Wege stecken blieb. Man hat ihn nach S. Paulo gebracht, damit eine Operation vorgenommen wird.

— Die Associação Protectora dos Morfeticos hatte in 1911 insgesamt 12:230\$ Einnahmen und 10:739\$ Ausgaben und hat ein Vermögen von 36:862\$.

— Im Oktober wurden 209 Rinder, 213 Schweine, 9 Kälber und 1 Ziege geschlachtet. Das Kilo Rindfleisch kostet 1\$200.

In Ribeirão Preto schwebt Ataulfo Prado, der mit einem Revolverschuß einen Selbstmordversuch machte, immer noch zwischen Leben und Tod.

— Im Handel macht sich der Mangel an Kleingeld sehr fühlbar.

Bundeshauptstadt.

Unsere Geschäftsstelle befindet sich nunmehr Rua dos Ourives 91, I. Stock (Ecke der Rua S. Pedro) Rio.

Neuer Richter am Obersten Bundestribunal. Das Dekret, durch das Herr Dr. Sebastião de Lacerda zum Richter am Obersten Bundestribunal ernannt wird, ist bereits unterzeichnet worden. Der genannte Herr ist ein bekannter Politiker und Verwaltungsbeamte aus dem Staate Rio de Janeiro. Er steht in dem besten Rufe, aber der Justiz hat er immer fern gestanden, sodaß man sich darüber wundern muß, wie die Regierung darauf verfallen konnte, ihn zum Mitglied des höchsten Gerichts zu machen.

Doppelt genäht hält besser. Der Marineleutnant Amaro Babo versuchte bei sich zu Hause seinem Leben ein Ende zu machen. Zu diesem Zweck nahm er eine Dosis Kokain und gab sich noch zwei Schüsse in die Brust. Wenn auch nicht sofort tödlich, so waren die Folgen doch lebensgefährlich.

Armenio Jouvin erhält wieder eine Staatsstellung. Man hat in allen Verwaltungszweigen umgeschaut, aber man hat für ihn nichts Passendes gefunden, denn überall dort, wo etwas verdorben werden konnte, war schon einer da, der dieses recht gründlich besorgte, sodaß Jouvin nicht mehr notwendig erschien. Zuletzt hat man an die Justiz gedacht, und da hat man auch wirklich einen Posten herausgefunden, auf den Armenio Jouvin hingehörte: er wird der Distribuidor am Appellationshofe. Distribuidor — Verteiler, was ist das für eine Charge, was tut der Mann, womit macht er sich nützlich, auf welche Weise dient er dem Vaterlande? Als wir von der bevorstehenden Ernennung unseres alten Bekannten hörten, stellten wir uns all die obigen Fragen, aber beschämt müssen wir eingestehen, daß wir darauf keine Antwort wußten. Wir frugten einen Advokaten, der jahrelang in Rio de Janeiro zugebracht und verschiedenes kennt, wovon die gewöhnlichen Sterblichen keine Ahnung haben. „Sagen Sie 'n mal, Doktor, was ist das für ein Posten „Distribuidor“ am Appellationshofe?“ — „Das muß eine neue Erfindung sein,“ lautete die Antwort, „zu meiner Zeit kannte man in Rio de Janeiro solchen Posten nicht.“ Nach einer Stunde trafen wir den Rechtsanwalt wieder und jetzt wußte er uns die beste Auskunft zu erteilen. Der Distribuidor ist ein großes Tier und wenn ein solcher Posten noch nicht geschaffen wäre, dann müßte zum Heile der Republik das heute noch geschehen. Der Mann, der diesen Posten bekleidet, hat nämlich gar nichts zu tun, und wenn er dennoch etwas tun will, dann stört er andere in der Arbeit. Eigentlich soll er der Aufseher über die verschiedenen Kanzleien sein und die Prozesse verteilen, da dieses aber durch den Gerichtspräsidenten geschieht, so hat der Distribuidor die wichtige Aufgabe, mit den Händen in den Hosentaschen im Gerichte herumzugehen und durch angebrachte Anredung zu verhindern, daß die Schreiber sich überarbeiten und durch zu frühzeitig eintretende Invalidität dem Fiskus zur Last fallen. Da durch die Einsetzung eines solchen Beamten sehr viel an Pensionsgeldern erspart wird, bekommt er ein sehr gutes Gehalt, sodaß er auch im teuren Rio de Janeiro ein großes Haus führen kann. Selbstverständlich handelt es sich um einen Vertrauensposten, für den nur die allerbesten Geister in Frage kommen. Der Distribuidor kann den Schreibern Anweisungen geben, und so liegt es in seiner Macht, einen

Prozeß zu beschleunigen oder auch zu verzögern, und da ist es furchtbar schwer, das richtige zu treffen. Armenio Jouvin hat sich aber als Chikaneur so gut bewährt, daß man auf ihn die größten Hoffnungen setzen kann und deshalb haben wir allen Grund, uns über seine Ernennung zu freuen. Das richtige Amt hat den richtigen Mann, das Vaterland kann ruhig sein, denn Jouvin wacht, wenn auch nicht über den Schutt der abgebrannten Nationaldruckerei, so doch über den Staub auf den Aktenbündeln im Appellationshofe.

Das Geld im Strumpfe. In Brasilien herrscht zurzeit eine Knappheit an Umlaufsmitteln, die bedenkliche Dimensionen anzunehmen droht. Zeitlich fiel ihr Beginn mit dem Moratorium zusammen, das vor etwa zwei Monaten das große Rio-Haus Gonçalves Zenha u. Co. nachsuchte, und das hat manche veranlaßt, die Banken für die Geldknappheit verantwortlich zu machen, da sie angeblich sehr zurückhaltend in der Kreditgewährung geworden wären. Gewiß haben die Ereignisse, die jenem Moratorium vorausgingen, die Banken veranlaßt, sich die Kreditsucher noch genauer anzusehen als vorher, aber deswegen bleibt die Auffassung, als ob sie die Geldknappheit verschuldeten, dennoch kindlich. In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß die Banken in vielen Fällen Kredite, die sie an und für sich gerne bewilligen würden, ablehnen müssen, weil es ihnen selbst an Geld mangelt. Jeder Kaufmann weiß ja, daß die Banken nicht nur mit ihrem Aktienkapital und etwaigen Reserven arbeiten, sondern in noch weit höherem Maße mit den Mitteln, die ihnen das Publikum in Form von Depositen, Kontokorrenteinlagen, Spargeldern usw. zur Verfügung stellt. Und an diesen Mitteln mangelt es den Banken augenblicklich: große Abhebungen und geringe Einzahlungen, das ist die Signatur des Kontokorrent- und Depositenverkehrs. Infolgedessen sind die Kassenbestände der Banken in den letzten Monaten beträchtlich zurückgegangen, sowohl in Rio als auch in São Paulo und Santos, wie sich aus der Vergleichung der letzter sechs Monatsbilanzen ohne weiteres ergibt. Auch bei den großen Geschäftshäusern macht sich die Illiquidität bemerkbar. Vor einigen Tagen mußte eine angesehene Firma, deren Bonität über jeden Zweifel erhaben ist, ihre Bankverbindung ersuchen, ihr einen Wechsel über 400 Contos in voller Höhe zu prolongieren, weil sie ihre Außenstände nicht hereinbekommt und infolgedessen nicht flüssig ist. Und das ist nur ein besonders eklatanter Fall für viele.

Hält man dagegen, daß der Preis unseres wichtigsten Produktes, des Kaffees, seit Jahr und Tag bei erträglichen Mittelern gut ist und daß sehr viel fremdes Kapital für Anlagen aller Art ins Land strömt, so findet man nicht ohne weiteres eine Erklärung. In einer Zuschrift an das „Jornal do Commercio“ versucht der frühere Direktor des handelsstatistischen Amtes eine solche zu geben, die sicherlich zum mindesten einen großen Teil der Gründe darlegt. Er weist zunächst darauf hin, daß der Kaffeepreis in der letzten Zeit fallende Tendenz zeigt, obwohl alle Vorbedingungen für eine weitere Steigerung gegeben wären. Aber seiner Ansicht nach übersteigt die Aufgabe, einen Vorrat von 2,75 Millionen Sack Kaffee zu halten, unsere Kräfte, obwohl eine Reihe großer Exporthäuser dabei beteiligt sind. Wer immer diese 2,75 Millionen Sack besitzt, fast durchweg befinden sie sich schon in zweiter und dritter Hand. Einmal zum mindesten, oft aber auch schon zweimal ist der Kaufpreis also bereits in bar erlegt worden. Dieses Bargeld ist aus den Kassen der Kommissäre, der Exporteure und der Banken nach dem Innern geflossen. Von dort

kommt es nicht zurück. Sämtliche in- und ausländischen Banken hatten Ende September d. J. einen Kassenbestand von rund 200.000 Contos. Unsere Gesamtumlaufsmittel an gemünztem und Papiergeld und Noten der Konversionskasse beziffern sich aber auf etwa 1.000.000 Contos. Somit stand Ende September — und der Zustand hat sich seitdem noch verschlechtert — nur der fünfte Teil unserer Umlaufsmittel den Banken zur Verfügung, um die Handels- und Finanzoperationen nach dem Auslande und zum Teil auch im Inlande durchzuführen. Es bedarf keiner weiteren Darlegung, daß sie dazu nicht imstande sind, sondern daß ihnen die 800.000 Contos Umlaufsmittel, die sich im Besitz des Fiskus der Republik und der Einzelstaaten sowie der Munizipien befinden, helfen müßten. Das geschieht aber, wie aus der Bewegung der Kontokorrent- und Depositenkonten hervorgeht, nicht.

Es ist auch kaum angängig, von einem ungenügenden Bestand an Umlaufsmitteln zu reden, denn seit Gründung der Konversionskasse sind sie um 50 bis 60 Prozent vermehrt worden. Sie haben also relativ mehr zugenommen, als unser Güterumlauf in derselben Zeit. Aber bei dem Mangel an vertrauenswürdigen Bankinstituten im Innern und bei der mangelhaften wirtschaftlichen Schulung der dortigen Bevölkerung zirkuliert das Geld, das dorthin gelangt, nur insoweit, als zu Einkäufen, Schuldentilgung u. dgl. nötig ist. Der Ueberschuß bleibt im Strumpf, im Bettsack, in der Kleiderkiste tot liegen. Wer das Innere kennt, der weiß, daß Herr Wileman mit dieser Feststellung Recht hat. Und zwar muß man den Begriff des „Innern“ recht weit fassen. Herr Wileman erzählt zum Beleg aus Campos, daß das viele Geld, das die dortigen Zuckerfazendeiros in den letzten zwei Jahren verdient haben, nur zum geringen Teil aus dem Munizip wieder herausgeflossen ist. Der Geldüberfluß ist dort so groß, daß die Fazendeiros sich untereinander Darlehen zu 5 Prozent gewähren, während man in Rio froh ist, bei den Banken Geld zu 8 oder 9 Prozent zu bekommen. Und ähnlich steht es im Innern von S. Paulo, obwohl dieser Staat zweifellos auch in Bezug auf die wirtschaftliche Schulung seiner Bevölkerung an der Spitze Brasiliens marschiert. Es muß sich um enorme Beträge handeln, die auf diese Weise im Sparstrumpf aufbewahrt und dem Verkehr entzogen werden.

In den Vereinigten Staaten, in deren landwirtschaftlichem Westen die Verhältnisse in Bezug auf das Fehlen von Bankinstituten, Erleichterung des Geldumlaufs usw. ganz ähnlich liegen, wie im Innern Brasiliens, sind die Umlaufsmittel folgendermaßen verteilt: 45 Proz. in den Kassen der Banken, 10 Proz. beim Fiskus, 45 Proz. in den Händen des Publikums. Obwohl dort also die Banken über mehr als das Doppelte verfügen, als bei uns, wo ihnen nur 20 Proz. der Umlaufsmittel zur Verfügung stehen, ist die Lage in Krisenzeiten doch schwierig, wie unsere Leser aus gelegentlichen Zeitungsberichten wissen werden. Noch ist unsere Handelsbilanz günstig, aber doch nur, weil so außerordentlich viel fremdes Kapital ins Land geströmt ist und noch strömt. Hinwiederum geht ein großer Teil dieses fremden Kapitals ins Innere, für Bauten von Bahnen und Elektrizitätswerken, Errichtung von Industrieunternehmungen, Kauf von Ländereien, Vieh, Landesprodukten, Zahlung von Löhnen usw. Und von dem, was ins Innere geht, kommt, wie wir sahen, nur ein geringer Teil wieder zum Vorschein. Wenn der Zufluß des fremden Kapitals nachläßt — und die Lage in Europa ist ganz danach angetan, das befürchten zu lassen — dann wird das Gold unserer Konversionskasse die Rückwanderung

nach Europa antreten, die Einlagen bei den Banken werden noch geringer werden und die Krisis ist da, nicht weil es an Geld fehlt, sondern weil das Geld schlecht zirkuliert. Herr Wileman fordert daher, die Regierung solle der Konversionskasse, die eine der großen Störungen unseres Wirtschaftslebens, die Kursschwankungen, beseitigt habe, nunmehr eine Emissions- und Rediskontenbank folgen lassen, mit Filialen in allen einigermaßen wichtigen Orten des Innern, um die Kapitalien in Bewegung zu setzen.

In der Tat würde der Erschließung des Innern mit der Schaffung guter Bankverbindungen ein ebenso großer Dienst geleistet, wie mit dem Bau von Eisenbahnen. Deshalb sollte die Regierung — nur die kommt für ein solches Institut zunächst in Frage, wenigstens für die Garantieleistung — der Gelegenheit ernste Aufmerksamkeit schenken. Wir glauben übrigens, daß die Geldknappheit noch einen anderen Grund hat als den Abfluß nach dem Innern, und zwar die Finanzpolitik des Schatzamtes. Mit Sicherheit läßt sich darüber freilich wenig sagen, da unser Schatzamt keine Wochenansweise oder wenigstens Monatsansweise veröffentlicht, wie sie in anderen Ländern üblich sind. Aber wir haben Grund zu der Annahme, daß das Schatzamt den „armen Millionär“ spielt, um den Kongreß zu veranlassen, seiner Ausgabefreudigkeit einen kleinen Dämpfer aufzusetzen. Und dieser an und für sich höchst wünschenswerte Zweck scheint ja bis zu einem gewissen, freilich ungenügenden Grade erreicht zu werden. Man könnte sich darüber freuen, wenn eine derartige Politik nicht bedingte, daß das Schatzamt auch fällige Zahlungen nicht ausführt, unter dem Vorgeben, kein Geld oder keine ministerielle Anweisung zu haben. Dadurch werden dem Handel Mittel, mit denen er rechnen mußte, entzogen und die Geldknappheit noch vermehrt. Auch unter diesem Gesichtspunkte muß man daher wünschen, daß das Budget recht bald verabschiedet werden möchte. Was den Abfluß des Geldes nach dem Innern anbelangt, so liegen die Verhältnisse bei uns ähnlich wie im Orient, der ja auch eine von den Münzpolitikern gefürchtete Bargeldfalle ist, nur mit dem Unterschiede, daß dort ausschließlich Gold und Silber im „Sparstrumpf“ verschwinden, während in Brasilien auch das Papier nicht aus dem Innern zurückkehrt.

Zentralbahn. Die fluminenser „Epoca“ hat sich der Mühe unterzogen, die Ausgaben der Zentralbahn während der Verwaltung des Dr. Paulo de Frontin zusammenzustellen, und kommt zu dem Ergebnis, daß in den 33 Monaten seiner Verwaltung 178.522 Contos verausgabt worden sind. Davon entfallen 36.643 Contos auf das Jahr 1910, 43.783 auf 1911 und 49.188 Contos im laufenden Jahre 1912. Dazu kamen noch im laufenden Jahre an Nachtragskrediten 11.186 Contos. An Sonderkrediten für neuzubauende Linien sind bisher für 37.471 Contos eröffnet und auch verbraucht worden, nämlich: Linie Lassance—Pirapora (noch kein Kilometer in Betrieb) 4600 Contos, Zweigbahn Montes Claros (dito) 2800 Contos, Pirapora—Belém (Vorstudien) 1400 Contos, Santa Cruz—Angra (28 Kilometer eröffnet) 6500 Contos, Sabará—Ferros (40 Kilometer) 6150 Contos, Verbreiterung des Geleises auf 25 Kilometern 4400 Contos, fluminenser Vorstadtbahnen (26 Kilometer) 9160 Contos und Linie Ouro Preto—P. Nova (12 Kilometer) 2100 Contos. Da die Etatsmittel für das laufende Jahr bereits völlig erschöpft sind, hat Dr. Paulo de Frontin einen weiteren Nachtragskredit von rund 16.000 Contos verlangt.

Aus Oesterreich-Ungarn.

(Von unserem Wiener Spezial-Korrespondenten L.)

Die Balkanwirren. — Rivalität zwischen Oesterreich und Rußland. — Die innere Politik Oesterreichs. — Deutsche und Slaven. — Die Delegationen. — Neue Heereskredite. — Deroute auf der Börse. — Der Getreidemarkt. — Eröffnung des Reichsrates. — Die Verhältnisse in Ungarn.

Wien, 14. Oktober.

Wir leben in einer außerordentlich bewegten Zeit, in welcher alles vom Fieber der Politik ergriffen ist. Die bange Schicksalsfrage, ob die Balkanstaaten, die sich zu einem Bund gegen die Türkei vereinigt haben, endlich losschlagen, schwebt auf aller Lippen. Ist doch Oesterreich-Ungarn schon durch seine Nähe in Mitleidenschaft gezogen. Sein Hauptexport geht nach den Balkanländern und wenn dort die unvermeidliche wirtschaftliche Krise ausbricht, dann leidet die österreichische Volkswirtschaft am allermeisten, da sie sehr stark im Orient engagiert ist. Bulgarien und Serbien haben für die Dauer des kritischen Zustandes Moratorien beschlossen, der ganze geschäftliche Verkehr ist unterbunden, der weitere Export für lange Zeit unmöglich gemacht. Die Fabriken in Serbien und Bulgarien stehen still, da die Arbeiter und Beamten einberufen wurden, die Geschäfte sind zumeist ihrer Besitzer beraubt, das ganze wirtschaftliche Leben stagniert. Für Oesterreich sind die Vorgänge am Orient besonders wichtig und die hohe Politik dreht sich immer wieder um den Orient, wie die Tür um die Angel. Es wäre schon längst möglich gewesen, im Orient haltbare Zustände zu schaffen, wenn nicht die Rivalität zwischen Oesterreich und Rußland die verbündeten Balkanstaaten ermuntern würde, Politik auf eigene Faust zu treiben. Rußland steht den südslavischen Balkanstämmen aus nationalen und konfessionellen Gründen nahe, während Oesterreich durch rein wirtschaftliche Interessen an den Balkan, auf dem es viel Kapital investiert hat, gekettet ist. Oesterreich hat nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen das größte Interesse an der Erhaltung der Türkei, die zu seinen wichtigsten Absatzgebieten für seine Industrie zählt, sondern auch aus politischen Gründen, da es unmöglich ein Anwachsen der südslavischen Balkanstaaten zugeben kann auf Kosten der Türkei, weil dadurch der Einfluß der Slaven in Oesterreich, der fast stetig im Wachsen begriffen ist, sich noch steigern und große Verlegenheiten bereiten würde. Statt nun logischerweise die Stellung der Deutschen zu kräftigen, um ein mächtiges Gegengewicht gegen den Einfluß der Slaven zu schaffen und Oesterreich zu einem deutschen Staate umzuwandeln, da die Deutschen nach der historischen Entwicklung des Staates zu seiner festesten Stütze zählen, geschieht hier gerade das Umgekehrte, die Slaven werden verhätschelt, ihre ins Ungemessene wachsenden Kulturforderungen auf Kosten der Deutschen befriedigt und diese selbst immer mehr in eine Verteidigungsstellung gedrängt. Selbst die Slovenen, ein kleiner slavischer Volksstamm in der Provinz Krain und den angrenzenden Teilen des Küstenlandes, fordern ihre eigene Universität, obwohl kein Bedürfnis danach vorhanden ist und die Slovenen in der größten Verlegenheit wären, Lehrkräfte für diese Universität zu stellen; aber sie werden diese Universität doch mit der Zeit erhalten. Die Regierung des Grafen Taaffe, der durch fast 13 Jahre die innere Politik Oesterreichs leitete und bestimmte, hat mit der Zurückdrängung des liberalen Deutschtums begonnen und alle seine Nachfolger bis zum heutigen Tage haben diese Politik fortgesetzt, die im Königreich Böhmen, dem klas-

sischen Lande des Nationalitätenstreites, ein großes Fiasko erlebte. Die höchste autonome Körperschaft dieses Landes, der freigewählte Landtag, kann seit Jahren nicht tagen und darunter leidet die Finanzverwaltung empfindlich. Ausgleichsverhandlungen zwischen Deutschen und Tschechen, die angebahnt wurden, um durch ein gegenseitiges Ueber-einkommen dieser beiden das Land Böhmen bewohnenden Volksstämme eine Verständigung zu erzielen und die Verhältnisse in diesem sonst reichen Lande zu konsolidieren, sind auf einen toten Punkt gelangt und es werden von der Regierung alle Schritte unternommen, um die ins Stocken geratenen Verhandlungen wieder in Fluß zu bringen.

Aber kehren wir zur auswärtigen Politik zurück. Das nationale Interesse Rußlands, welches eine starke südslavische Macht im Süden Oesterreichs erfordert, steht im krassen Gegensatz zu dem politischen und wirtschaftlichen Interesse Oesterreichs, das in einer kräftigen Türkei ein Gegengewicht gegen das Ueberhandnehmen des slavischen Einflusses am Balkan erblickt. In diesem Gegensatz liegt die große europäische Gefahr, darum kann jede Veränderung im status quo auf dem Balkan eine unberechenbare Katastrophe heraufbeschwören. In der namens der europäischen Großmächte den slavischen Balkanstaaten überreichten Note wurde deshalb über Initiative des Ministers des Aeußern Grafen Berchtold hervorgehoben, daß eine Gebietsvergrößerung nach einem Balkankriege nicht zugelassen werden wird und daß die Souveränitätsrechte des Sultans bei den in Mazedonien durchzuführenden Reformen nicht geschmälert werden dürfen. Ob bei den geheimen Absichten Rußlands nach einem eventuellen Balkankrieg die in der Note enthaltenen Grundsätze verwirklicht werden können, ist nach dem Echee, den die österreichische Diplomatie in der ganzen Balkanfrage erlitten hat, mehr als fraglich. Für die österreichisch-ungarischen Völker hat jedoch die Balkanpolitik bereits unangenehme Folgen gezeitigt. Der Kriegsminister und der Marinekommandant haben die Gelegenheit benützt, um bei den jetzt tagenden Delegationen neuerlich einen Kredit anzusprechen. Die Delegationen, eine spezifisch österreichische Einrichtung, die aus der zwischen Oesterreich und Ungarn bestehenden Realunion entspringt, tagt gewöhnlich einmal im Jahre abwechselnd in Wien und in Budapest. Sie wird aus Delegierten des österreichischen Herrenhauses und des Abgeordnetenhauses, respektive des ungarischen Magnatenhauses und des Reichstages beschickt und zwar tagen die ungarische und die österreichische Delegation jede für sich selbständig und nur, wenn die Beschlüsse differieren, treten sie zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen, ein Fall, der sich nie ereignet. Die gemeinsamen Angelegenheiten beider Reichshälften, der österreichischen und der ungarischen, wie Heeresangelegenheiten, auswärtige Politik und gemeinsame Finanzfragen, sind Gegenstand der Beratungen der Delegation. Es besteht nun die Anomalie, daß diese Parlamentsausschüsse, denn das sind die Delegationen, die Heereskredite bewilligen. Im Laufe der Zeit sind die Delegationen zu bloßen Bewilligungsmaschinen herabgesunken, denn es ist noch nie vorgekommen, daß dem gemeinsamen Ministerium etwas verweigert wurde. Um einen Begriff von den enormen Aufwendungen, die für das Heer gemacht werden, zu erhalten, mögen einige Ziffern angeführt werden. Außer den ordentlichen Ausgaben für die Erhaltung der Armee und Marine wurden seit dem Jahre 1904 folgende Summen im außerordentlichen Wege für die Ausrüstung der Kriegsmacht ausgegeben: 1904 wurde ein Kredit von 391 Millionen Kronen bewilligt; 1910 wurden auf

5 Jahre verteilt 312 Millionen Kronen für die Marine und 100 Millionen Kronen für das Heer gefordert; in diesem Jahre hat der gemeinsame Ministerrat 125 Millionen Kronen für das Heer und 25 Millionen Kronen für die Marine bewilligt, insgesamt macht das 954 Millionen Kronen aus, also rund eine Milliarde. Dazu sollen noch 125 Millionen Kronen für das Heer und eine derzeit noch nicht näher bestimmte Summe für die Schaffung einer neuen Schiffsdivision kommen. Das sind schließlich Verhältnisse, die einer wirtschaftlichen Krise zusteuern.

Die Börse hat die krisenhaften Zustände bereits eskomptiert und infolge der Kriegsfurcht ist ein starker Rückgang der Spekulationspapiere eingetreten. Eine schwere Deroute hat den Markt in seinen Grundfesten erschüttert. Nach einer Zeit der Hochkonjunktur, in welcher gewisse Papiere, trotz der Geldknappheit und der Verteuerung des Geldpreises, wahnsinnig in die Höhe gingen und die hohen Kurse in keinem Verhältnis zur Dividende standen, stürzte die erste Erschütterung das künstliche Kartengebäude zusammen und vernichtete über Nacht große Vermögen. Viele Kreise waren von einer Spielwut ergriffen, die durch die fast regelmäßig und rapid ansteigenden Kurse gefördert wurde. Die große Nachfrage führte zu einer Ueberwertung der Industriepapiere, während die sichere Staatsrente wenig begehrt wurde. Aber selbst diese wurde mit in den Wirbel gezogen, der alles niederdrückt und sie fiel auf 83,40, was nahezu einer fünfprozentigen Verzinsung gleichkommt. Spielpapiere wie Prager Eisen fielen um ca. 300 Kronen, Alpine Montan um 200 Kronen, Skodawerke um 80, Oesterreichische Kreditanstalt um ca. 60 Kronen und selbst wer sein Vermögen in der sonst sicheren fast keinerlei Schwankungen ausgesetzten 4 Prozent vom Staate emittierten Kronenrente anlegte, büßte 7 Prozent seines Vermögens ein. Es ist nicht abzusehen, wie weit die Wertverringerung durch die Angst des Publikums und die Rücksichtslosigkeit mancher Banken getrieben wird. Man hörte nichts von Interventionskäufen der Banken, die dadurch leicht den Markt stützen können, wohl aber im Gegenteil von exekutiven Verkäufen. Während die Effekten maßlos sanken, stiegen die Getreidepreise, am meisten der Hafer um 80 Heller per 50 Kilogramm und Oktober-Roggen sogar um 90 Heller per 50 Kilo, aber auch hier sind es spekulative Eingriffe, die der Situation verschärfen.

Am 22. Oktober tritt das österreichische Parlament zusammen und wird sich mit einem neuen Finanzplan der Regierung befassen müssen, der darauf hinausgeht, dem Staate neue Einnahmsquellen zu eröffnen. Die Forderungen wachsen ins Unendliche, aber die Bedeckung hält naturgemäß nicht gleichen Schritt. Aus dem Tabakmonopol schöpft der Fiskus viele Millionen und erst im vorigen Jahre wurden die Tabakpreise um ein Beträchtliches erhöht. Nun wird eine Erhöhung der Steuern geplant und es wird wahrscheinlich zu einer solchen kommen. Bei dem Tiefstand der Renten ist eine weitere Emission mit großen Verlusten verbunden, so daß der Finanzminister kaum die Bewilligung zur Ausgabe einer neuen Rentenemission ansprechen, sondern wahrscheinlich Schatzscheine ausgeben wird, die zu 5 Prozent verzinst werden. Unter solchen Umständen wird die lang angestrebte Sozialversicherung auf die lange Bank geschoben werden.

In Ungarn sind die Verhältnisse durch den parlamentarischen Kampf noch trister. Dort wütet im Reichstag die heftigste Obstruktion, die jedoch durch den Präsidenten Grafen Tisza gewaltsam gebrochen wurde. Graf Tisza läßt die oppositionellen Abgeordneten einfach durch die Polizei hinausführen, wo-

bei es natürlich zu den wüstesten Szenen kommt, während die Opposition, solange Tisza den Vorsitz führt, durch ein Lärmkonzert jede Verhandlung unmöglich macht. Wenn die Opposition aus dem Saale entfernt ist, dann erledigt die übriggebliebene Arbeitspartei die Gesetzentwürfe, das heißt sie beschließt das, was ihr vom Ministerpräsidenten Lukacs diktiert wird. Unter solchen Verhältnissen wurde das Wehrgesetz, um welches ein Jahr lang der Kampf tobte, in wenigen Minuten in Abwesenheit der aus dem Saale gedrängten Opposition angenommen. Daß Beratungen, zu welchen die Opposition nicht zugelassen wird, wenig Wert haben, ist selbstverständlich. Die Opposition hat nun in einem an die Bevölkerung gerichteten Manifest sämtliche Gesetze, die auf diese Weise angenommen wurden, als ungültig, weil verfassungswidrig zustande gekommen, erklärt. Es ist nicht abzusehen, wie dieser Faustkampf, der bei jeder Sitzung von neuem einsetzt und mit dem Hinauswurf der oppositionellen Abgeordneten endigt, enden soll. Die Opposition, die von Führern, die internationalen Ruf haben, wie Graf Apponyi, Franz Kossuth, denen schon im Kampf gegen den gewalttätigen Reichstagspräsidenten auch Graf Andrassy angeschlossen hat, geführt wird, will nicht eher Verhandlungen zulassen, bis Graf Tisza und der Chef der Regierung, Herr von Lukacs, von ihren Stellungen weichen. Es wird schließlich, um das Land vor weiteren Erschütterungen zu bewahren, dazu kommen müssen. Es ist möglich, daß die derzeitige Regierung noch das allgemeine Wahlrecht einführen wird, um dann vom Schauplatz zu verschwinden. Es dürfte ihr kaum jemand eine Träne nachweinen.

Aus dem unbekanntem Brasilien

Als wir vor einigen Tagen einen Artikel unter obigem Titel veröffentlichten, da dachten wir nicht, daß wir auf dieses Thema sobald zurückkommen werden. Die vielen und sehr schmichelhaften Aeusserungen, die von kompetentester Seite zu unserer bescheidenen Arbeit gemacht wurden, veranlassen uns jedoch, noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Ueber die Bewohner unserer Sertões bestehen die sonderbarsten Ansichten und — wo die Begriffe fehlen, da stellt sich zur rechten Zeit das Wort ein. Man spricht von Gesindel und vergißt zu erwähnen, daß dieses Gesindel nicht wie das Unkraut nach dem Regen aus dem Erdreich hervorgesprossen, sondern durch ganze Geschlechter herangezüchtet worden ist. Gelungen ist es, wenn man die Behauptung in alle Winde hinausposaunt, daß der Fanatismus der Leute um José Maria mit dem Wunderglauben des Christentums zusammenhänge oder wenn man die Sertões mit den Städten vergleicht, um die Weisheit an den Mann zu bringen, daß die Städter den Aberglauben überwunden hätten, und zwar durch die Wissenschaft. Eine solche Behauptung ist total verkehrt. Schon eine kleine Umschau unter den Caboclos der Sertões kann uns die Erfahrung bringen, daß die Wundergeschichten der christlichen Kirche ihnen absolut nicht geläufig sind und daß ihre religiöse Unwissenheit eine so vollkommene ist, daß sie den bei ihnen in hohen Ehren stehenden Espirito Santo für einen Heiligen wie S. João oder S. José halten. Von dem Lebenswandel Christi und seiner Auferstehung, welche doch die ersten Wunder der christlichen Geschichte sind, wissen die Caboclos entweder gar nichts oder so

wenig, daß schon ihre erste Aeußerung den Fragenden zu belehren vermag, daß der Einfluß der Kirche sich auf sie noch nicht erstreckt hat und daß sie, obwohl man sie Katholiken nennt, dem Katholizismus ebenso fern stehen wie einer, dessen Name in keinem Kirchenbuche verzeichnet ist. Wenn man der Kirche einen Teil der Schuld an der Verwahrlosung der Sertanejos zuschreiben kann, dann kann das nur in dem Vorwurf geschehen, daß sie sich um die Leute herzlich wenig gekümmert hat, so daß sie trotz der offiziellen Zugehörigkeit zum Christentum ihren alten Urwaldsberglauben konservierten. Und was die große Erleuchtung der Großstädte anbelangt, so brauchen wir nur daran zu erinnern, wie vor wenigen Monaten ein pfliffiger Italiener in São Paulo seine wundertätigen Steine verkaufte und wie in Rio de Janeiro die vier Chinesinnen mehreren Herren Doktoren Würmer aus den Augen zogen. Die Behauptung, daß die Römlinge dem Staate vorausgeeilt seien und sogar in den weltabgelegenen Nestern des Hochlandes Schulen gegründet hätten, gibt von einer solchen Unkenntnis des Landes Zeugnis, die nicht mehr übertroffen werden kann, denn in dem ungeheuren Gebiete, das wir hier im Zusammenhange mit den Vorgängen von Itany erwähnen müssen, ist keine einzige klerikale Schule. Unseres Wissens ist auf dem ganzen Kamp zwischen den Flüssen Pelotas und Iguassú eine einzige geistliche Schule, und zwar in der catharinenser Stadt Lages, die aber wieder außerhalb der Zone liegt, die man mit dem Namen Sertão bezeichnet.

Für die „klerikale“ Gesinnung der Sertanejos war ihre Haltung dem frühverstorbenen Bischof Dom José de Camargo Barros gegenüber bezeichnend. Der genannte hohe Geistliche, der im Jahre 1897 das catharinenser Hochland besuchte, wagte es nicht, dem „Propheten“ José Maria das Predigen zu verbieten, denn die Sertanejos sagten ihm offen, daß der alte Caboclo bei ihnen in einem höheren Ansehen stehe als er selber, denn den Monge kennen sie, ihn und den von ihm immer wieder erwähnten Herrn „Papa“ aber nicht; wenn der „Papa“ von ihnen, den Serranos, anerkannt sein wolle, dann möge er sich nach der Serra bemühen und den Nachweis erbringen, daß er den Schlangenbiß besser heilen könne als der Monge.

Daß die Mitschuld der Kirche an den traurigen Vorgängen in den Sertões lediglich in der schweren Unterlassungssünde besteht, daß sie für die Hebung des Hinterlandes nichts oder nur wenig beigetragen hat, ist eine Ansicht, die auch Euclides da Cunha vertritt, und wenn jemand diesen starkgeistigen Denker glaubt widerlegen zu können, dann muß er vor allen Dingen die Sertões ebenso gut kennen wie der verstorbene Schriftsteller, den sein Beruf zu einem jahrelangen Aufenthalte unter den Naturkindern zwang, und ferner muß er seine Mitmenschen davon überzeugen, daß seine Augen die Dinge ebenso unbefangen anzuschauen vermögen. Neben Euclides da Cunha können wir auch noch Silvio Romero zitieren, und wenn aller guten Dinge drei sind, dann dürfen wir der Vollständigkeit halber auch noch Felisbello Freire erwähnen, der ebenso wie die zuerst Genannten in seinen geschichtlichen Werken wiederholt die Ansicht ausgesprochen hat, daß die Sertões nicht klerikalisiert, sondern wohl von dem Klerus vernachlässigt worden sind. Wichtiger aber als alle Zeugnisse der Gelehrten ist die Beobachtung, die jeder, der es haben will, sich durch einen kleinen Abstecher nach dem Hinterlande ermöglichen kann: die Beobachtung nämlich, daß die Sertanejos mit einem klerikal unterwiesenen Volke absolut keine Aehnlichkeit haben und daß ihre re-

ligiösen Anschauungen sich von denen bayrischer Landleute noch mehr unterscheiden als ihre Gesichtsfarbe von der der deutschen Bauern. Wenn man die traurige Geschichte von Canudos der Leertätigkeit, also nicht der Gleichgültigkeit der Kirche zur Last legt, dann darf man nicht vergessen, zu erwähnen, daß schon 14 Jahre vor dem Ausbruch der Fanatikerbewegung, am 16. Februar 1882, der Erzbischof von Bahia, Dom Luiz, an den ihm unterstellten Klerus ein Sendschreiben richtete, das so beginnt: „Es ist zu unserer Kenntnis gelangt, daß ein Mann namens Antonio Conselheiro durch die Ortschaften im Zentrum dieser Erzdiözese zieht, den Leuten predigt und Lehren des Aberglaubens sowie übertrieben strenge Moral lehrt und auf diese Weise die Gewissen verwirrt. Deshalb befehlen wir Ew. Hochwürden, solchen Unfug in Ihrer Pfarrei nicht zu dulden und Ihren Pfarrkindern auf das strengste zu untersagen, daß sie sich versammeln, um diesen Predigten beizuwohnen.“ Hätten die Pfarrer, an die dieses Schreiben gerichtet war, ihm Folge leisten können, dann wäre 14 Jahre später die Rebellion nicht ausgebrochen. Bei diesem Anlaß kann noch bemerkt werden, daß im Mai 1895, als die Fanatiker sich schon in Canudos zusammengedrängt hatten, die kirchliche Behörde noch einen Versuch machte, die Leute zur Umkehr zu bewegen, indem sie den Pfarrer von Cumbe, den Kapuzinermönch Frei Caetano de São Léo, nach dem Lager Antonio Conselheiros entsandte.

Es ist nicht angebracht, auf die Kirche immer wieder loszuhämmern und am allerwenigsten ist es am Platze, ihr dort übermäßigen Eifer vorzuwerfen, wo sie nachweislich eine Reihe von Unterlassungssünden begangen hat. Bevor wir einen Einzelvorgang uns zu erklären versuchen, müssen wir über den Zustand der Dinge, aus dem er resultiert, uns die größtmögliche Klarheit verschaffen, und deshalb erschien es uns notwendig, den kirchlichen Behörden den Vorwurf der Nachlässigkeit nicht zu ersparen, andererseits aber auch zu betonen, daß ihr Verfehlen nicht so groß ist, wie man es zu machen versucht. In unserem ersten Artikel haben wir von der geistigen Verwahrlosung der Bewohner des Hinterlandes gesprochen; heute wollen wir, in dem Bewußtsein, den Gegenstand in einem Artikel auch nicht einmal deutlich genug skizzieren, geschweige denn erschöpfen zu können, einen weiteren Grund des moralischen Tiefstandes anführen. Es ist dies die alle Begriffe übersteigende Faulheit, und der Müßiggang ist bekanntlich aller Laster Anfang. Man braucht nicht zu denken, daß im Sertão gerade so wie auf dem Kamp eine Viehzucht existiert oder irgend etwas anderes auch nur einigermaßen ernstlich betrieben wird. Dieses ist nicht der Fall. Der Sertanejo arbeitet, wenn ihn der Hunger in Ruhe läßt, überhaupt nicht, und wenn sich der Hunger einstellt, dann tut er auch nur das allernotwendigste, um diesen unerwünschten Gast wieder auf einen Tag loszuwerden. Irgendwo am Bachesrand schlägt er eine elende Hütte auf, die gerade groß genug ist, daß er darin schlafen kann; um diese Hütte herum, die natürlich auf unbezahltem Boden steht, pflanzt er etwas Mais, schwarze Bohnen und Aipim oder Bataten (süße Kartoffeln) an. Diese „Roça“ würde, auch wenn sie fünfmal so groß wäre, den Mann nicht ernähren können, aber dem genügsamen Sertanejo dünkt sie als ein ungeheurer Besitz und eine noch ungeheurere Summe von Arbeit. Pocht nun die Not an seine Tür, dann geht er zu einem Estanciaeiro als Knecht oder er stiehlt sich besser unter der größten Lebensgefahr ein Rind oder einen anderen Vierfüßler und lebt so hauptsächlich auf Kosten anderer Leute. Findet er keine Gelegenheits-

arbeit und gelingt es ihm nicht, ein Stück fremden Viehs zu fangen, dann lebt er auch wochenlang von bitterem Palmittenkohl oder — was auf dem Hochlande sehr leicht möglich ist — von den Früchten der Pinie. Gefällt es ihm an einem Orte nicht mehr, dann läßt er sein Hab und Gut auf ein Pferd — zu seufzen hat dieses deshalb noch lange nicht — und zieht wieder wo andershin.

Man braucht nicht ausgerechnet nach Irany oder Serra da Fartura zu gehen, um solche Sertanejos kennen zu lernen; sie sind schon im Küstengebiet zahlreich vertreten und die Abhänge der Serra Geral wimmeln förmlich von einem solchen Zé Provinho, das seinem Herrgott den Tag und seinen Nachbar die Kälber stiehlt, so daß wir eine gelinde Ahnung haben, daß die Indianer von Pouso Redondo eigentlich wohl solche Sertanejos sein müssen. — Es wäre wohl schwer zu entscheiden, ob man zuerst Bandit sein muß, um an einem solchen Leben Gefallen zu finden, oder ob man Bandit wird, wenn man ein solches Leben angefangen hat. Aber Tatsache ist, daß die meisten Sertanejos nach dem Wortlaut des Strafgesetzes schwere Jungen sind und nach einem Menschen ebenso gut schießen wie nach einem anderen Zielobjekt von derselben Größe. Wer das nicht glaubt und sich mit der Behauptung hervorwagt, daß solches Gesindel in Brasilien nicht existiere, den laden wir zu einem Spazierritt von Campos Novos nach Irany oder von Palmas nach Serra da Fartura ein; wir werden ihm hunderte von solchen kleinen Hütten zeigen, und nach der Größe der Roça wird er berechnen können, ob die Bewohner des Gebietes ohne Diebstahl existieren können oder nicht. Daß aber von dem Vorhandensein einer solchen Bevölkerung zu allerhand Ausschreitungen nur ein Schritt ist, braucht wohl nicht erst beteuert zu werden, ebenso wie es außer Frage steht, daß die Diener der Kirche in den Schluchten der Serras keine Schulen zu unterhalten brauchen, um den dort herumkrabbelnden verwahrlosten Gesellen den Aberglauben zu lehren. Der Keim zu dem individuellen Verbrecher steckt in fast jedem dieser Faulenzer, und wenn, wie die Wissenschaft uns lehrt, individuell gut veranlagte Leute in der Masse leicht zu Verbrechern werden können, so ist das nur natürlich, daß in solchen schlechten Verhältnissen aufwachsende Leute erst recht eine verbrecherische Masse bilden können. Der Vagabund lehnt sich gegen jede Ordnung auf und die einzelnen Individuen bilden eine Masse, die von denselben Instinkten geleitet wird.

Brauchen wir uns nach der Feststellung des Obigen noch zu wundern, daß es zu Zusammenrottungen gekommen ist und daß ein José Maria sich Anhänger hat werben können? Das brauchte er ja nicht einmal zu tun; er brauchte nur zu erscheinen und die Bande war schon da, denn das Element war bereits vorhanden. Daß dem so ist, das verkennen nur die, die entweder das Hinterland und seine niederste Bevölkerung nicht kennen oder sich nicht gern mit dem Nachdenken befassen; wer das Land und die Leute aber kennt und über das Problem nachgedacht hat, der wird auch über die Mittel nicht im Unklaren sein, die anzuwenden sind, um diese unhaltbaren Zustände ein für allemal abzustellen. Ueber diese Mittel haben wir schon vor Monaten unter dem Titel „Nationale Arbeiter“ einen Artikel veröffentlicht; bei nächster Gelegenheit werden wir aber auf diese Frage noch einmal ausführlicher zurückkommen.

Aus aller Welt.

Petroleumfeuerung in der englischen Marine. Sobald das britische Schlachtschiff „Marlborough“ in Devouport vom Stapel gelauten ist, wird an seiner Stelle das erste, mit Petroleum betriebene Schlachtschiff auf Kiel gelegt werden. Es wird eines der stärksten Schiffe der britischen Marine sein und einen Petroleumvorrat von 2700 Tonnen führen. Etwa 60 Zerstörer und 36 Torpedoboote werden umgebaut und für Petroleumheizung eingerichtet werden. Die „Daily Mail“ will wissen, daß fast alle der in den beiden letzten Jahren gebauten britischen Kriegsschiffe sowohl Petroleum als auch Kohle brennen können.

Ein fanatischer Christenfeind. In der Omajadenmoschee in Damaskus rief sich ein Scheich zum Propheten aus, stürzte mit einem Revolver in der Hand auf die Straße und hielt an die Menge wilde Schmähreden gegen die Christen. Er durcheilte die Basare und verwundete einen orthodoxen Seminaristen. Schließlich wurde er von einem Offizier mit dem Säbel niedergeschlagen und festgenommen. Man glaubt, daß ein Christengemetzel geplant war und daß der Priester im Auftrage einer politischen Partei handelte.

Erfolgreicher Hungerstreik. Miß Mary Ligh, die vor einigen Wochen in London zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, weil sie als Suffragette versucht hatte, das Royaltheater in Brand zu stecken, ist nach 44tägiger Gefangenschaft entlassen worden. Sie hatte den Hungerstreik angewandt und mußte künstlich ernährt werden. Sie war vollständig entkräftet, als sie die Strafanstalt verließ.

Ein neuer Tabak-Trust. Aus New York wird gemeldet: Ein neuer Tabak-Trust, der alle Sorten Tabakerzeugnisse verarbeiten wird, ist in der Bildung begriffen. Die neue Gründung wird über ein Kapital von fünfzig Millionen Dollar verfügen. Daniel Reid, der Präsident der Rock-Island Railroad Company und anderer großer Interessentengruppen, wird das Unternehmen unterstützen. Auf diese Nachricht hin hat man sich das Optionsrecht auf eine große Anzahl unabhängiger Tabakfirmen bereits verschafft.

Ein neues Heilmittel gegen Kinderlähmung. Der Regimentsarzt Dr. Bergmán in Stockholm hat gegen Kinderlähmung Urotropin angewandt, und zwar bis zu sechs Gramm täglich; er soll damit glänzende Resultate erzielt haben.

Ein van Dyck für 860.000 Franken verkauft. In Paris kaufte der bekannte Budapester Kunstliebhaber von Nemes unlängst in der dortigen Kunsthandlung Knödler den berühmten van Dyck „Le Lombellini“, der aus der Sammlung des Marquis v. Cataner stammt, für den Preis von 860.000 Franken.

Der langjährige verdiente Leibarzt des Papstes Pius X., der römische Professor Dr. Josef Petacci, ist nach längerem Leiden gestorben. Petacci war einer der beiden Leibärzte des Papstes, die Pius X. während dessen langwieriger und krisenvoller Krankheit mit großer Hingebung zur Seite standen.

Säuglingssterblichkeit in Europa. Der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit wird mit größtem Recht als eine der vornehmsten und wichtigsten Aufgaben der Volksgesundheitspflege betrachtet und man kann sagen, daß von seinem Erfolg die zukünftige Entwicklung manches Volkes abhängig ist. Einen Ueberblick darüber gewährt eine Statistik für alle Länder Europas, die in der italie-

nischen „Gazetta degli ospedali“ veröffentlicht worden ist. Sie gibt zunächst ein Bild von der Kindersterblichkeit in den einzelnen Staaten. Am ungünstigsten ist, wie zu erwarten, Rußland gestellt, wo von 1000 lebend geborenen Kindern durchschnittlich 272 schon im Säuglingsalter wieder zugrunde gehen. Die zweite und die dritte Stelle belegen Oesterreich und Ungarn mit den gleichfalls noch sehr hohen Ziffern 202 und 198.

Bevorstehende Vermehrung der deutschen Luftschiffe in Heer und Flotte. Für die nächste Zeit ist eine bedeutende Vergrößerung der deutschen Luftflotte zu erwarten. Sowohl bei der Heeresverwaltung wie bei der Marineverwaltung stehen Bestellungen und Ankäufe von Luftschiffen und Flugzeugen bevor. Von den fertiggestellten Luftschiffen hat das starre Holzluftschiff des Professors Schütte in Mannheim, der Schütte-Lanz, der gegenwärtig für die offiziellen Abnahmefahrten vorbereitet wird, sehr gute Aussichten, in den Besitz der Heeresverwaltung überzugehen. Auch von den Z-, M- und P-Typen werden weitere Ankäufe gemacht werden. Das erste Marineluftschiff steht auf der Friedrichshafener Werft vor seiner Vollendung.

Ein neues Theater in Nürnberg. In Nürnberg ist die Errichtung eines mittelgroßen Theaters für Operette und modernes Schauspiel geplant. Die Bausumme von 1.200.000 Mark ist nahezu aufgebracht. Die neue Bühne ist als Ergänzung des Stadttheaters gedacht.

Eine musikalische Erfindung. Einem österreichischen Gelehrten, dem Dr. Franz Tomastik, ist jetzt eine interessante Erfindung gelungen. Auf diese Erfindung kam er, wie die „Neue Musikzeitung“ berichtet, durch die Feststellung der Tatsache, daß die Streichinstrumente bisher von den Blasinstrumenten an Stärke des Tons übertroffen werden. Er sagte sich, daß es eigentlich umgekehrt der Fall sein müßte, weil die Hand eine größere dynamische Wirkung hervorzubringen imstande ist als die Lunge. Mittels einiger Veränderungen an den Instrumenten — Dr. Tomastik verlegte die Schalllöcher, spannte die Saiten etwas anders über den Steg und brachte es zuwege, daß sowohl die Decke als auch der Boden des Instrumentes mitschwingt — wird jeder Ton auf das Dreifache verstärkt und veredelt. Das Material, Holz oder Latten, kommt hierbei gar nicht in Betracht. Das österreichische Arbeitsministerium hat dem Erfinder eine große Werkstätte und zahlreiche Hilfskräfte zur Verfügung gestellt. Nächstens soll ein großes öffentliches Konzert in Wien mit diesen Instrumenten veranstaltet werden.

Der erste sozialdemokratische Obergerichtspräsident ist jetzt vom Züricher Kantonsrat ernannt worden. Der bisherige Vizepräsident des Züricher Obergerichtes, Otto Lang, der als sozialdemokratischer Politiker bekannt ist, wurde von den anderen Mitgliedern des Obergerichtes auf den Posten eines Vorsitzenden dieser höchsten Gerichtsbehörde des Schweizer Kantons Zürich gewählt und von der Regierung in dieser Eigenschaft bestätigt.

„Made in France“. Unter dieser Ueberschrift erzählt der „Matin“ folgende Geschichte. Am 16. August flog der französische Flieger Daucourt von Belfort aus über die deutsch-französische Grenze in das Elsaß hinein und warf von seinem Flugzeug kleine Fahnen und Flugschriften in den französischen Farben auf das deutsche Gebiet hinab. Der deutsche Geschäftsträger in Paris machte davon auf Befehl seiner Regierung dem französischen Ministerium des Auswärtigen Anzeige, indem er hinzufügte, daß im Wiederholungsfalle die deutschen Be-

hörden geeignete Maßregeln zur Verhinderung solcher Herausforderungen ergreifen würden. Der französische Minister des Innern teilte darauf den Vorfall dem Aeroklub von Frankreich mit und bemerkte, es liege im Interesse der französischen Flieger, solche Kundgebungen nicht zu veranstalten. Von diesem Schreiben gab der Aeroklub von Frankreich dem Flieger Daucourt Kenntnis, indem er ihm in der Einleitung die Beschwerde des deutschen Geschäftsträgers wiederholte, daß er am 16. August die Grenze überflogen und „auf deutsches Gebiet“ kleinen Fahnen und Schriften in den französischen Farben hinabgeworfen habe. Das ist offenbar dem Flieger sowohl wie insbesondere auch dem „Matin“ zu viel gewesen. Jener teilte die ministerielle Mahnung sofort diesem Blatte mit, und der „Matin“ wies den Sekretär des Aeroklubs, den Unterzeichner des Schreibens an den Flieger, dahin zurecht, daß dieser durchaus nicht die Fahnen und Drucksachen auf „deutsches Gebiet“, sondern auf elsäßischen Boden hinabgeworfen habe. Man sollte meinen, mit dieser patriotischen Belehrung des „Matin“, die nur ein Beispiel seiner chauvinistischen Hetzerei ist, und ihrer stillschweigenden Annahme durch den Aeroklub wäre die Sache zu Ende gewesen. Aber weit gefehlt! Der Sekretär des Aeroklubs von Frankreich, Herr Georges Besançon hat den „Matin“ telephonisch um Entschuldigung wegen des begangenen „Irrtums“, worüber der „Matin“ selbst folgendermaßen berichtet: „Herr G. Besançon, der, an einer starken Grippe leidend augenblicklich das Zimmer hütet, hat uns gestern abend mitgeteilt, daß er an dem Tage, als er inmitten eines umfangreichen Briefwechsels das an den Flieger Daucourt gerichtete Schreiben unterzeichnete, krank gewesen sei und deshalb den bedauerlichen, auf der Schreibmaschine untergelaufenen Irrtum nicht bemerkt habe. Es sei ihm niemals der Gedanke gekommen, das Elsaß mit Deutschland zu verwechseln.“ „Made in France“ also, nämlich die Heldentat des französischen Fliegers. Daß die deutschen Behörden solchen „Helden“ das Handwerk legen, ist in der Ordnung. Diejenigen, die in Frankreich von den Helden solcher kindischen Herausforderungen erwarten, daß sie eines Tages aus dem deutschen Boden des Elsaß französisches Gebiet machen würden, werden aber wohl noch lange warten müssen.

Drachtlose Telegraphie ohne Funken. Nach einer Blättermeldung hat der Physiker Bénédict eine Erfindung gemacht, die die drahtlose Telegraphie ohne Funken ermöglicht. Die Vorteile dieses Systems sollen darin bestehen, daß die verschiedenen Stationen einander nicht mehr behindern und eine beträchtliche Vermehrung der Geschwindigkeit erzielt wird, sodaß an 200 Worte in der Minute abgegeben werden können. Außerdem könnte durch die neue Erfindung die drahtlose Telephonie verwirklicht werden, da man mit dem System Bénédicts in der Lage sei, die hierfür erforderlichen 20.000 Schwingungen in der Sekunde zu erzeugen.

Schweres Unglück in einer Synagoge. Während eines Gottesdienstes in der Terespoler Synagoge entstand infolge einer aus einer umfallenden Petroleumlampe in der überfüllten Frauenabteilung eine Panik. Vier Frauen wurden totgedrückt, 23 verletzt, unter denen drei lebensgefährlich.

Das Urteil gegen die 6. Kompagnie des 1. Garde-Regiments. Das Kriegsgericht der ersten Garde-Division zu Potsdam fällt in dem Prozeß gegen die 6. Kompagnie des 1. Garde-Regiments wegen der Unregelmäßigkeiten beim Kaiserpreisschießen folgendes Urteil: Der Angeklagte Schießunteroffizier Sergeant Huttenberg wurde wegen Ungehorsams, verbunden mit erheblichem Nachteil und

Anstiftung dazu zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, von denen vier Wochen als verbüßt gelten. Elf Gefreite, Stubenälteste etc. erhielten wegen Ungehorsams und Herbeiführung eines erheblichen Nachteils und die Korporale Lages und Thiel wegen gemeinschaftlichen Handelns mit Untergebenen je drei Tage Mittelarrest. Der Gefreite Wilhelm, der schon früher an einer ähnlichen Schießmanipulation beteiligt war, erhielt fünf Tage Mittelarrest, die durch die Untersuchungshaft als verbüßt zu erachten sind. Die Grenadiere der ganzen Kompagnie erhielten je drei Tage Mittelarrest, der Feldwebel Barbuke drei Wochen gelinden Arrest wegen mangelnder Beaufsichtigung Untergebener und die Vizefeldwebel, Sergeanten und Unteroffiziere wegen mangelnder Beaufsichtigung je zwei Wochen gelinden Arrest. Der Kompagniechef Hauptmann v. Schlichting wurde wegen mangelnder Beaufsichtigung Untergebener zu einer Woche Stubenarrest verurteilt. Der Gefreite Hamann und der Kompagniefahnenjunker von Kraborn wurden freigesprochen.

Neues aus der Schweiz. Prof. Dr. Förster in Zürich hat einen Ruf als Professor der Pädagogik in Wien erhalten und angenommen.

— Professor Karl Salvioni aus Bellinzona ist zum Direktor der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste in Mailand gewählt worden.

— In Neapel ist unlängst der Bündler Luzian Meuli gestorben, der, 1838 geboren, als junger Freiwilliger unter Garibaldi's Fahnen und später auch in Polen gegen die Russen gefochten. Gefangen genommen, wurde er mit drei anderen Kameraden, darunter auch ein Bruder Meulis, vom Kriegsgericht zum Tode durch den Strang verurteilt. Auf ihren lebhaften Protest gegen den Strang — sie wollten als Soldaten fusilliert werden — wurde das Urteil in Zwangsarbeit und lebenslängliche Verbannung nach Sibirien abgeändert. Wiederum energischer Protest gegen diesen Entscheid; sie wollten von dieser Gnade nichts wissen und lieber erschossen als nach Sibirien verbannt werden. Ihre Einsprache half aber nichts. Die lange Reise hatten sie bei Hunger und Durst, mit Ketten an den Füßen, gemeinsam mit der Hefe des russischen Volkes zu bestehen und waren den Kolbenstößen der begleitenden Kosaken, wie auch den Angriffen der gemeinsten Verbrecher ausgesetzt. Am 11. September 1863 langten sie bei Schneegestöber in Tara an, wurden nach Tomsk abgeschoben und schließlich nach Kredaya an der mongolischen Grenze. Hier arbeiteten sie zwei Jahre in Ketten, 1865 wurden sie weiter ins Innere gebracht. Obwohl zugunsten der beiden Brüder durch den schweizerischen Bundesrat mehrmals bei der russischen Regierung eingetreten ward, wurden die Gefangenen erst im Jahre 1867 begnadigt.

— Außer dem schweizerischen Bauernverband bestehen in der Schweiz noch 81 landwirtschaftliche Vereine und Genossenschaften mit 346.225 Mitgliedern; zusammen mit dem Bauernverband zählen die landwirtschaftlichen Vereine der Schweiz 870.731 Mitglieder.

Bluttaten eines französischen Soldaten. In dem Fort von Choiseul bei Verdun hat sich eine aufsehenerregende blutige Szene zugetragen: Ein mit Arrest bestraffter Soldat des dort liegenden 147. Infanterie-Regiments wollte seine zur Reserve übertretenden Kameraden nach außerhalb des Forts gelegenen Kantine begleiten, um einen Abschiedstrunk mit ihnen zu nehmen, was ihm aber der wachhabende Korporal verbot. Der Mann widersetzte sich, sodaß der Vorgesetzte zunächst den Beistand zweier schon in Zivilkleidern befindlichen Reservisten, dann den des Postens am Fortausgang in Anspruch nehmen mußte. Wütend über diesen

Widerstand, warf sich der Häftling auf den Posten, rannte ihn um, entriß ihm sein Gewehr und stach den einen Reservisten mit dem aufgepflanzten Seitengewehr in den Unterleib, den anderen in die Brust; dieser starb bald darauf, der andere wurde in hoffnungslosem Zustande ins Lazarett eingeliefert. Der Arrestant wurde endlich übermannt und gefesselt in die Arrestzelle zurückgebracht.

Für die Schulden seiner Frau wurde der Volksschullehrer Marc. Wiles in London eingesperrt. Seine Frau, die Aerztin ist und ein hohes Einkommen hat, schloß sich als Suffragette dem Steuerstreik an und weigerte sich, ihre Steuern in Höhe von 740 Mark zu zahlen. Da in England noch die Schuldhaft besteht, wurde der Ehemann, der die hohe Summe nicht aufbringen konnte, verhaftet. Dieser Fall erregt in England großes Aufsehen und hat bereits eine Anzahl von Protestversammlungen im Gefolge gehabt.

Eine Jagd mit sieben Menschenopfern. In Taschkent (Russ.-Zentralasien) befindet sich das Dörfchen Sochta-Kala auf einem malerischen Bergplateau. In den umliegenden riesigen Waldungen ist in Massen Wild vorhanden. Eber und Bären lassen die Bauern nicht zur Ruhe kommen und fügen ihnen großen Schaden zu. Um sich von den Raubtierüberfällen zu befreien, schlag ein Bauer seinen Dorfgenossen vor, in der Nacht den Tieren aufzulauern und sie zur Strecke zu bringen. Es fanden sich auch zwei Bauern, die das Werk vollführen wollten. Die Jäger bewaffneten sich mit Gewehren und legten sich in den Hinterhalt. Inzwischen faßten die im Dorfe gebliebenen Genossen den Plan, die Jäger zu erschrecken. Sie nahmen ihre Flinten und schlichen den Jägern nach. Als diese das Geräusch hörten, glaubten sie, es wäre das Wild herangekommen. Einer von ihnen schoß seine Flinte ab und traf u. glücklicherweise einen der Dorfgenossen, der tot zu Boden stürzte. Die Gefährten eilten zum Verwundeten und verloren, als sie das Blut sahen, die Geistesgegenwart. Ohne sich über ihr Tun Rechenschaft zu geben, begannen sie voll Wut auf die Jäger zu feuern, und bei dem Hin- und Herschießen gab es fünf Tote und zwei lebensgefährlich Verwundete.

China zahlt die rückständige Kriegseentschädigung. Zuzolge einer Kabelmeldung aus Schanghai entnimmt China aus der Zehnmillionen-Anleihe vier Millionen Pfund Sterling, um die rückständige Kriegseentschädigung für 1900 an alle Mächte zu zahlen.

Der deutsche Flottenetat für das Jahr 1913 fordert, wie die „Tägl. Rundsch.“ hört, die ersten Raten für zwei Linienschiffe und einen großen Kreuzer. Ein Linienschiff und ein großer Kreuzer werden nach dem Bauplan des alten Flottengesetzes auf Stapel gelegt, dazu kommt ein weiteres Linienschiff nach der Flottennovelle vom Jahre 1912. Die Aktivisierung des dritten Geschwaders, die die jüngste Flottennovelle vorsieht, soll nach den neuesten Dispositionen schon im Jahre 1914 beendet sein, und zwar werden dem dritten Geschwader, dessen erste Division schon im Herbste d. J. gebildet wurde, die neuesten und modernsten Kampfschiffe zugewiesen, so daß es aus lauter Dreadnoughts bestehen wird.

Die „Titanic“-Katastrophe. Aus New-York wird gemeldet: Das Bundesgericht hat den von der White-Star-Line aus Anlaß der „Titanic“-Katastrophe zu leistenden Schadenersatz mit 96.000 Dollar festgesetzt. Die der Gesellschaft geltend gemachten Forderungen beliefen sich auf über eine Million Dollar.

Für die konfessionelle Gliederung der Bevölkerung des Deutschen Reiches liegen auf

Grund der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 die endgültigen Ergebnisse jetzt vor. Danach gab es am 1. Dezember 1910 im Deutschen Reiche nahezu 40 Millionen Protestanten und 28,3 Millionen Katholiken. Die katholische Bevölkerung des Deutschen Reiches ist also der Zahl nach nur etwas mehr als halb so stark wie die protestantische Bevölkerung. Von anderen Bekenntnissen kommen nur noch die Juden mit 615.000 und die Anhänger anderer christlicher Bekenntnisse mit rund 284.000, endlich noch Angehörige anderer Religionen mit rund 208.000 Personen in Betracht.

Zeugen der Vorzeit hat man vor den Toren von Halberstadt ausgegraben. Schon seit drei Jahren sind dort fleißige Hände beschäftigt, aus dem roten Ton die Skelette riesenhafter Dinosaurier freizulegen. Nicht weniger als 42 hat man bis jetzt aus dem Erdreich hervorgeholt. Dinosaurier sind die sagenhaften Lindwürmer, wie sie einst Siegfried erlegte oder Sankt Georg, oder, wie sie Schiller in seinem Gedicht „Der Kampf mit dem Drachen“ schildert. 6 bis 7 Meter sind die Tiere lang, die man bei Halberstadt ausgegraben hat, darunter gut erhaltene Exemplare. Freilich die größten Tiere der Vorzeit sind es nicht, sie hatten noch gewaltigere Saurier zu Feinden, vor ihnen flüchteten sie sich in Sümpfe, in denen sie untkamen. Auch andere riesenhafte Reptilien, Lurche und Fische hat man in Halberstadt gefunden, die dort Zehntausende von Jahren in der Tonschicht gefühlt haben. Kaiser Wilhelm interessiert sich sehr für die Ausgrabungen und hat den Prof. Jaeckel, der sie leitet, reichlich unterstützt.

Ein Renkontre an der französisch-spanischen Grenze. Kürzlich spielte sich in L'Hospitalet im Departement Ariège, nahe der spanischen Grenze, ein blutiger Zusammenstoß ab zwischen französischen Gendarmen und spanischen, bei dem Bau der Transpyrenäenbahn beschäftigten Arbeitern. Zwei dieser Leute waren in Streit geraten, und er eine schoß mit seinem Revolver auf den Widersacher, worauf französische Grenzgardien herbeieilten, um den Angreifer festzunehmen. Nun aber vereinigten sich alle Spanier gegen die französischen Beamten und griffen sogar die Gendarmenwache an, die beinahe gestürmt worden wäre, so daß in aller Eile auch die Zollwächter zu Hilfe gerufen werden mußten. Eine wahre Schlacht entspann sich nun, bei der sich die Spanier in ausgiebiger Weise ihrer Schießwaffen bedienten. Ein Gendarm und ein Zollwächter wurden verwundet, doch blieb die Obrigkeit siegreich, die schließlich drei der schlimmsten Revolverhelden und Schreier festnehmen konnte. Einer von diesen entsprang bald darauf und warf sich in ein nahes Flößchen, wo er jedoch bald wieder herausgefischt und abermals eingeliefert werden konnte.

Die älteste Studentin der Welt. Ein bemoosteres Haupt als Frau A. D. Winship dürfte es wohl kaum mehr geben, die im Alter von 80 Jahren nunmehr schon vier Semester lang die Bänke der Universität Wisconsin mit unerschütterlichem „Biereifer“ drückt. Ueberdies dürfte sie auch noch einen zweiten Rekord haben; denn viele Studentinnen wird es wohl nicht geben, die es ihr an Kinderzahl gleich tun können. Wahrlich, es gehört schon ein tüchtiger Mut dazu, sich mit 78 Jahren noch in die Gefahren des studentischen Lebens zu wagen. Hoffentlich hat Frau Winship, als sie zur Alma mater kam, einen geeigneten „Leibburschen“ gefunden, unter dessen Leitung sie sicher die gefährlichen Klippen umschiff hat. Mit dem Examen will sie sich noch Zeit lassen; denn, wie sie einem Interviewer anvertraut hat, hat sie ihre Fuchsen-

zeit jetzt erst glücklich überstanden, und zum Arbeiten hat sie daher noch keine Zeit gefunden. Aber auch bei der Achtzigjährigen ist ja noch nicht „aller Tage Abend“. Und so wollen wir denn hoffen, daß Frau A. D. Winship „dereinst“ eine Leuchte der Wissenschaft sein wird.

Abschaffung der Verschiffung nach Sibirien. „Rjetsch“ meldet über einen im russischen Finanzministerium ausgearbeiteten Plan, demzufolge die zur Zwangsarbeit verurteilten Sträflinge nicht mehr nach Sibirien verschickt, sondern in Industrien, die der Staat auch außerhalb Sibiriens betreibt, beschäftigt werden sollen.

Staatsminister Auguste Beernaert, der Präsident der Interparlamentarischen Union, ist im Alter von 84 Jahren in Luzern gestorben. Der Tod des unermüdlchen Vorkämpfers der Friedensidee, der noch an den Genfer Kongreßverhandlungen tätigen Anteil genommen hatte, kommt überraschend. Beernaert, der im Jahre 1828 in Ostende geboren war, gehörte zu den bedeutendsten Politikern seines Landes. Er hat über vierzig Jahre lang in Belgien die wichtigsten Posten bekleidet. Im Jahre 1873 trat er zum ersten Male in die Regierung als Arbeitsminister und verwaltete dann in verschiedenen klerikalen Kabinetten die Portefeuille der Finanzen, der Justiz und der Landwirtschaft. Im Jahre 1884 wurde er Ministerpräsident. Er war bis zum Jahre 1894 am Ruder. Als er dann von der Regierung zurücktrat, wurde er, einer der ausgezeichnetsten Redner, zum Präsidenten der Kammer gewählt und legte erst im Jahre 1908 dieses Amt aus Gesundheitsrücksichten nieder. Beernaert war trotz seiner streng klerikalen Gesinnung ein sehr kultivierter, literarisch und künstlerisch interessierter Mann, der Repräsentant seines Landes bei internationalen Versammlungen und auch auf der Haager Konferenz. Später wurde er auch zum belgischen Delegierten bei dem Haager Schiedsgericht ernannt. In dieser Eigenschaft erhielt er auch einen Teil des Friedens-Nobelpreises, den er jedoch nicht für sich selber behielt, sondern seinem Vaterlande für allgemeine nützige und kulturelle Stiftungen überwies.

Neues aus der Schweiz. Der Bundesrat ladet die Kantone ein, gegen Veranstaltungen von Taubenschießen, wie sie jüngst in Lugano und Pruntrut stattfanden, einzuschreiten. Es existiere kein Bundesgesetz, welches diese Grausamkeit verbiete; die Kantone müßten daher ihre Gesetze zur Anwendung bringen.

— Bundespräsident Forrer hat nach den Kaisertagen, die ihn sehr angestrengt haben, eine Kur in Rheinfelden angetreten.

— Die schweiz. Statistik über die pädagogischen Prüfungen bei der Rekrutierung 1911 ist erschienen. Folgendes ist die Reihenfolge der Kantone mit den erzielten Durchschnittsnoten: 1. Genf (6,54), 2. Baselstadt (6,68), 3. Zug (6,70), 4. Glarus (6,71), 5. Thurgau (6,78), 6. Schaffhausen (6,83), 7. Obwalden (6,85), 8. Neuenburg (6,96), 9. Zürich (6,99), 10. Nidwalden (7,05), 11 a. Freiburg (7,11), 11 b. Solothurn (7,11), 13. Waadt (7,13), 14. Wallis (7,16), 15. Luzern (7,36), 16 a. Aargau (7,37), 16 b. St. Gallen (7,37), 18. Appenzell A. Rh. (7,38), 19. Bern (7,68), 20. Baselland (7,85), 21. Appenzell I.-Rh. (7,89), 22. Graubünden (7,98), 23. Tessin (8,01), 24. Schwyz (8,29), 25. Uri (8,72). Der Durchschnitt der ganzen Schweiz beträgt 7,33 gegen 7,42 im Vorjahre. Besonders verbessert haben sich seit 1910 Baselstadt, Zug und Glarus; Thurgau ging vom 2. in den 5. Rang zurück.

— Auf einer Alp im Gebiete der Graubündner Gemeinde Scans wurde ein italienischer Offizier mit 4 Mann bemerkt, die mit Meßinstrumenten versehen

waren. Mit den Festungsbauten an der Schweizer-grenze fährt Italien fort.

Der Berner Große Rat hat das Dekret über den Vertrag betreffend das 4 prozentige 42-Millionen-Anleihen der Lötschbergbahn mit 171 Stimmen einstimmig angenommen.

Im Prozeß wegen Konkurs des Pfarrers Schaffner in Kerzers ist das Urteil gefällt worden. Der Angeklagte Pfarrer Schaffner wurde zu drei Jahren verurteilt, abzüglich der Untersuchungshaft von ungefähr einem Jahr.

Es wurden zwei Italiener verhaftet, die aus dem Genfer Museum Ariana 1875 goldene und silberne Münzen im Gesamtwerte von Fr. 600.000 gestohlen haben. Einer der Verhafteten erklärte, einen großen Teil der Münzen auf der Flucht in den See geworfen zu haben. Es wurde aber nichts gefunden.

Etwas zum Lachen.

Der Dank des Mimen. In badischen Blättern findet sich nachstehende Danksagung eines Schauspielers an die Einwohner von Pfullendorf anlässlich seines Benefizabends „Herzlichen Dank allen für die kostbaren Halsbinden, Manschetten, Taschentücher und Handschuhe, sowie für die in meinem kleinen Haushalt so verwendbaren Artikel in Kaffee, Tee, Zucker, Schokolade, für die Seite geräucherten Schweinespeck u. a. Ganz besonderen Dank den lieben Spendern der bei mir sonst so raren blau und grünlich schimmernden „bunten Lappen“. Ich werde Pfullendorf bis an mein Lebensende in gutem Andenken behalten, und die Erinnerung an all die lieben guten Menschen wird mir stets ein Lichtblick meines Lebens in trüben Tagen sein.“ — So ganz ausgestorben ist die gute alte Zeit demnach immer noch nicht.

Meldewang. In dem Fremdenbuch eines deutschen Hotels findet sich folgende Notiz: „Wer bei seiner Ankunft nicht sofort Auskunft gibt über seine Herkunft und Abkunft, bekommt in Zukunft keine Unterkunft.“

Feine Marke. Frau: „Nun, wie sind die Cigarren, die ich Dir zum Geburtstag geschenkt habe?“ — Mann: „Na — hinterm Automobil kann man sie schon rauchen.“

Wohlbegründet. Frau: „Der Fuchspelz, den ich schon zwei Jahre getragen habe, ist nicht mehr modern; du solltest mir einen andern kaufen!“ — Mann: „Ich sehe nicht ein, warum; der Fuchs, von dem der Pelz stammt, hat ihn sein ganzes Leben lang getragen, und er hat ihm immer gefallen!“

In der Ahnengalerie. Kastellan: „Dort der nachweislich älteste Ahn des Geschlechts ist bei einer Kreuzritter-, hier der jüngste Sproß bei einer Automobilfahrt umgekommen.“

Verdächtig. Eifersüchtiger Liebhaber: „Sag, was du willst, Kathert; du hast noch einen Schatz. Du hast immer Tintenflecke an den Fingern, und ich kriege doch keine Briefe von dir?“

Entschuldbarer Irrtum. Herr: „Warum springen Sie denn der Dame nicht bei? Sehen Sie denn nicht, daß ihr Hut brennt?“ — Logendiener: „Hut brennt? Ja, ich hab' gedacht, das ist schon wieder so ein neumodischer Aufputz!“

Gegenrechnung. Zahnarzt: „Elf Zähne à fünfzehn Mark haben Sie von mir erhalten, macht hundertfünfundsiebzehn Mark.“ — Patient: „Und sieben haben Sie mir gerissen, bekommen Sie noch sechzig Mark.“

Sicherer Ausweg. Lehrer: „Ich nehme also an, Deine Mutter schickt Dich zum Kaufmann Müller, um ein Pfund Zucker zu holen, und du verlierst von den fünfzig Pfennigen zwanzig Pfennige; was hast du dann noch?“ — Schüler: „Das Aufschreibebüchlein, worauf wir bei Müller alles hielten.“

Das erklärt die Sache. Wirt: „Denken Sie sich: gestern abend stelle ich meine neuen Stiefel auf den noch warmen Küchenherd zum Trocknen, meine Frau bemerkt sie nicht, macht Feuer an und — — —“ — Gast: „Aha — nun weiß ich auch, warum gestern abend mein Beefsteak so zäh war!“

Suggestive Wirkung. A.: „Welchen Erfolg hatte denn Guldners Oper „Dornröschen?“ — B.: „Großartig gewirkt: das ganze Publikum mit eingeschlafen!“

Ein Bedauernswerter. A.: „Mein kleines Mädchen ist schon fast zwei Jahre alt und spricht noch kein Wort.“ — B.: „Darüber brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen. Meine Frau erzählte mir, daß sie erst mit drei Jahren zu sprechen angefangen habe — und jetzt . . .“ — A.: „Hören Sie auf: ich begreife Ihren Schmerz!“

Offene Antwort. A.: „Herr B., wie finden Sie die kleinen Fünfmarkstücke in Gold?“ — B.: „Ich muß Ihnen offen sagen, ich habe noch keins gefunden.“

Nordischer Humor. „Ach, mein armer Alfred!“ seufzte Frau Pettersson, als die Gestalt ihres Mannes um die Straßenecke verschwand, „er ist entsetzlich kahlköpfig geworden.“ — „Ja, ich habe es bemerkt,“ sagte die Nachbarin, „hoffentlich macht es ihm nicht zu großen Kummer.“ — „Ach ja, es geniert ihn doch sehr,“ gab Frau Pettersson zu. „Das kann ich wohl verstehen,“ sagte die Nachbarin; „als mein Alter das Haar verlor, litt er sehr unter der Kälte.“ — „O, die Kälte ist nicht das Schlimmste für meinen Alfred,“ entgegnete Frau Pettersson, „nur das Waschen macht ihm so viel Beschwerde. Wenn mein armes Männchen den Hut nicht auf hat, weiß er nicht, wo das Gesicht aufhört.“

* * *

Herrschaft Olßon hatte einen Papagei, dessen Käfig gewöhnlich im Speisezimmer stand. Es war ein lebhafter, gelehriger Vogel, der oft seine Herrschaft und deren Gäste unterhielt. Während einer Ausbesserung des Speisezimmers wurde er einige Tage in der Küche untergebracht, und als er darauf wieder an seinen alten Platz zurückkam, schrie er immer, sobald die Hausfrau nach dem Mädchen klingelte: „Ach was! Die Alte kann gern noch 'mal klingeln!“

* * *

Während seines Aufenthaltes in Amerika sah Herr X. einen Chinesen eine Menge leckerer Gerichte auf das Grab eines verstorbenen Verwandten stellen. Herr X., der diese Sitte der Chinesen wohl kannte, wollte den frommen Chinesen zum Besten haben und fragte: „Wann kommen denn Eure Toten und essen die schönen Sachen auf?“ Der Chinesen überlegte einen Augenblick und fragte dann: „Wann kommen Eure Toten und riechen an den Blumen?“

* * *

Im Armenhause lag ein Mann, der fast nichts mehr war als Haut und Knochen. Der Arzt untersuchte ihn, schüttelte bedenklich den Kopf und verschrieb ihm ein mächtiges Senfpflaster. Als sie damit kamen, sagte der Patient: „Herr Doktor, ist das nicht ein bißchen viel Senf zu so wenig Fleisch?“

Feuilleton

Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

(9. Fortsetzung.)

Achtundvierzigstes Kapitel.

Das Leben in Kunzewo gestaltete sich immer geräuschvoller. Es kamen Regentage, die im Hause zugebracht, für die Zerstreuungen gefunden werden mußten. Anna Pawlownas Benehmen bekam etwas unnatürlich Aufgeregtes. Sie trank viel Champagner, sprach laut und lebhaft und beteiligte sich am Spieltisch, den die Herren eingerichtet hatten; mit einem Wort, sie versuchte, sich zu betäuben.

Zwischen ihr und Sascha fielen von neuem peinliche Auftritte vor, die jetzt auch von ihrer Seite einen leidenschaftlichen Charakter annahmen. Sehr bald war der alte Zustand wieder da. Doch schien derselbe diesmal ziemlich hoffnungslos zu sein, denn Sascha fühlte sich tödlich beleidigt. Er verließ jetzt

noch das Landhaus nicht, behielt seinen letzten Platz am Ende der Tafel bei, ließ sich nach wie vor übersehen, war aber in seinem Innern vollständig verwandelt. Wie ganz anders erschien er sich jetzt unter ihren Gästen. In den Blicken aller meinte er zu lesen, daß sie ihn verachteten. Dennoch blieb er. Erst mußte sie es ihm gesagt haben, mit klaren, deutlichen Worten. Aber auch dann würde er nicht gehen, denn jetzt war es zu spät. Er würde nicht mehr von ihr weichen; in diesem Leben nicht mehr. Er würde ihr Schatten sein, ihr Ankläger, ihr Richter. Mehr und mehr bemächtigte sich seinen ein dumpfer Zorn. Zum erstenmal begann er über die Lehrsätze Wladimirs nachzudenken und fand sie unumstößlich. Äußerlich blieb er ruhig, so daß er selbst Anna Pawlowna täuschte, die in der Folge ein Gefühl von Geringschätzung nicht unterdrücken konnte; sie hatte etwas anderes erwartet. Boris hatte recht; sie knurrten gegen die erhobene Peitsche und krochen doch vor ihr. Die Idealgestalt des Volkes, die sie sich zusammen geträumt, erblich mehr und mehr. Es war ein furchtbarer Irrtum gewesen, dem sie verfallen. Sie hatte ihrem öden Dasein einen Inhalt geben wollen und sich das Ideal des freien russischen Volkes geschaffen, des Volkes, das sich ihr in Sascha, in dem Bauernsohn, in dem Manne mit den roten Händen, verkörperte. Aber es gelang ihr nicht. Je mehr sie sich zum Volke hinabneigte, desto mehr fühlte sie sich von demselben geschieden. Mit Entsetzen entdeckte sie, daß es unmöglich war, daß sie bleiben mußte, was sie war: in jeder Empfindung die Aristokratin, die in keiner Empfindung das Volk verstand, nicht verstehen konnte! Was vermochte sie dagegen? Zu ihrem Unglück war ihr Verstand viel zu scharf, um sich nach diesem mißlungenen Versuche weiteren Täuschungen zu überlassen. So gab sie denn ihren veränderten Gesinnungen nach, vollkommen darauf gefaßt, unter den Trümmern ihres eingesunkenen Luftschlosses begraben zu werden.

Aber eins mußte sie tun. Und während sie zum erstenmal in ihrem Leben sich mit einer Art von Genugtuung in den geselligen Zerstreuungen ihres Standes hingab, schrieb sie ihrem Gatten, der sich mit dem Hof in Zarskoje-Sselo aufhielt, daß sie die Scheidung verlange.

Auch die Fürstin kam, in Begleitung von Wladimir. Ihrer Gewohnheit gemäß machte sie aus ihrer Leidenschaft für den schönen Terroristen keinen Hehl. Sie gebärdete sich empfindsam, phantastisch und jugendlich, kleidete sich altrussisch, ließ ihr Haar in Zöpfen herabhängen, sang Volkslieder und

Pianos *Blüthner*

das beste deutsche Fabrikat
Alleinige Vertreter für den Staat São Paulo:
Barbosa & Lucchesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO.

wand aus Feldblumen Kränze. Wladimir hatte für alles nur sein zynisches Lächeln und benahm sich in der vornehmen Gesellschaft so ungezwungen, als verkehre er mit seinesgleichen. Sofort nach seiner Ankunft hatte er eine lange Unterredung mit Wera, die ihm alle ihre Wahrnehmungen mitteilen mußte. Doch fragte er nur nach Anna Pawlowna; nach dem, was Wera ihm von dieser berichtete, war er über ihren Zustand bald im klaren.

Ein Festprogramm ward aufgestellt, dessen Hauptnummern in einem ländlichen Ball, einer Vorstellung mit lebenden Bildern bestanden. Alle amüsierten sich vortrefflich, die Stimmung stieg von Tag zu Tag; nur Sascha und Wera waren einsam. Jedes für sich, wie ausgeschlossen von den allgemeinen Freuden.

Eines Abends befand sich Wera in ihrem Zimmer, das unter dem Dache lag. In Anna Pawlownas Bibliothek hatte sie den „Onegin“ gefunden, das Buch heimlich eingesteckt und war damit geflohen, als hätte sie einen Diebstahl begangen. Sie las das herrliche Gedicht. Dabei stellte sie sich den Klang von Boris' Stimme vor, die Verse mit seiner Betonung, die sie noch im Ohre hatte, laut vor sich hinsprechend, von ihrer eigenen Stimme durchschauert. Sie erinnerte sich, was er bei dieser und jener Stelle zu ihr gesagt, wie er sie dabei angesehen hatte. Jedes Wort, jeder Blick war ihr im Gedächtnis haften geblieben. Immer von neuem verglich sie diese Blicke mit denen, welche er für jene anderen hatte, und sie mußte sich schließlich gestehen, daß er sich gegen sie doch anders benommen hatte, viel rücksichtsvoller, zarter, ehrerbietiger! Er hatte ja auch mit ihr sterben wollen, und nun — nun lebte sie dahin, von einem Tage zum anderen, immer tiefer in Nacht versinkend.

Puschkins Onegin von neuem lesend, erstand alles wieder in ihr, was sie an Sehnsucht jemals empfunden. Aber wie anders war diese Sehnsucht geworden. Wo war der heiße Drang geblieben, der dem Glück des Volkes galt, für das sie sich wollte ins Gefängnis werfen, nach Sibirien verbannen, auf das Schafott führen lassen? Schlecht hatte sie sich selbst Wort gehalten, eidbrüchig war sie der Sache geworden.

Auch ihre starke Natur war dem allgemein Menschlichen erlegen. Ein Martyrium hatte sie auf sich nehmen wollen und zu einem Liebeskummer war es gekommen.

Sie las mit glühenden Wangen. Tatjana hieß eigentlich Wera und Onegin eigentlich Boris. Und Tatjana liebte Onegin; aber dieser —

Onegin hatte auch die arme Tatjana geliebt.

Jawohl; die arme Tatjana!

Sie erhob sich. Mit auf die Brust herabgesunkenem Haupt wanderte sie in der Kammer auf und ab. Einmal fuhr sie zusammen, blieb stehen und tauschte auf die fröhlichen Stimmen, die von unten herauf klangen. Es mochte bald Mitternacht sein.

bendige Todsein, von dem sie ihre Seele von neuem ergriffen fühlte.

Aber fort! Schnell fort!

Langsam bewegte sie sich der Tür zu. Sie hörte nicht den leisen Schritt im Gange, sie hörte nicht, wie jemand vor der Kammer stehen blieb.

„Boris!“

Sie hatte geöffnet und sah ihn vor sich. Er wollte reden; aber mit einer Gebärde unbeschreiblichen Entsetzens streckte sie ihm abwehrend beide Hände entgegen und wich vor ihm in die Kammer zurück, bis in die hinterste Ecke, wo sie hinsank, immerfort die Arme gegen ihn erhoben.

„Wera!“

Mit welchem Ton er das sagte, mit welchem Blick.

„Vergib mir.“

Und er ging auf sie zu.

Sie wollte auffahren, sie wollte rufen: „Rühre mich nicht an!“ Aber sie konnte weder reden noch sich bewegen; auch dann nicht, als er ihre Arme sanft niederdrückte und die hilflose Gestalt zu sich aufzog, an seine Brust.

Er küßte sie auf den Mund.

Sie litt es. Ihre Lippen waren kalt und sie schauderte zusammen.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Wieder war er bei ihr, droben in ihrer Kammer. Lange hatten sie geschwiegen; das langweilte ihn endlich und er begann: „Sage mir eines deiner Volkslieder her. Du hast nämlich eine wunderbare Stimme, eine solche Weichheit darin und zugleich solche Kraft.“

„Das findest nur du,“ entgegnete ihm Wera erglühend.

„Du meinst, weil ich in dich verliebt bin?“

„Weil du mich liebst,“ verbesserte sie und sah ihn voll an. „Und ich liebe dich,“ fügte sie mit einer Feierlichkeit hinzu, als ob sie das Sakrament nähme.

„Und hast mir so lange widerstrebt?“

Dabei legte er seinen Arm um sie.

„Du weißt ja,“ begann sie leise und stockte.

„Daß du ein eigentümliches Geschöpf bist? Ja, das weiß ich, das hast du mich gelehrt.“

Wera senkte die Augen.

„Ich bin sehr glücklich!“ flüsterte sie, schwieg, sagte dann mit einem Beben in der Stimme: „Und du? Bist auch du glücklich? Denn wenn du es nicht wärst, wenn meine Liebe dich nicht glücklich machte, so wäre sie nichts wert. Ich bin so gar nicht liebenswürdig. Tag und Nacht muß ich daran denken! Du gibst mir vieles, gibst mir alles und ich gebe dir nichts. Das ist etwas Ungleiches, das kann keine guten Folgen haben. Es scheint mir auch unnatürlich, denn in der Liebe muß die Frau dem Manne gleichstehen — muß sie über dem Manne stehen. Das soll nicht hochmütig sein. Ich drücke mich nur schlecht aus; du mußt immer bedenken, daß ich die Wera Iwanowna aus Eskowo bin. Die Frauen aus deinem Stande können ganz anders reden als ich.“

„Tu' mir den Gefallen und schweige von den Frauen aus meinem Stande,“ rief Boris. „Ich bin ihrer überdrüssig! Sie langweilen mich, daß ich gähnen muß, wenn ich nur von ihnen reden höre. Wer mag schalen Wein trinken? Ein Trunk frischen Quellwassers ist dagegen eine wahre Gottesgabe. Du willst etwas sagen.“

„Es tut mir leid, daß ich doch davon reden muß, von den Frauen aus deinem Stande nämlich. Mir ist, als müßte ich meine ganze Seele vor dir ausschütten wie ein Tuch voll Blumen. Ich habe so

viele Jahre lang immer nur in mich hineingelebt, daß ich erst lernen muß zu sagen, was ich denke. Es ist eben doch nicht das Richtige zwischen dir und mir. Es ist gerade, als stünden wir beide an einem Strom, aber ich auf der einen, du auf der anderen Seite. Wir suchen nach einer Brücke, doch wir finden sie nicht. Was sollen wir anfangen? Ich fühle Todesangst in mir und dann wieder ein solches unbändiges Lebensglück! Am liebsten stürzte ich mich in den Strom hinein mit offenen Augen. Du wirst mich ja wohl nicht untergehen lassen.“

„Ich bleibe dabei, du bist das merkwürdigste Geschöpf unter der Sonne,“ meinte Boris nachdenklich. „Eine Romantikerin pur sang.“

„Du sprichst wieder einmal, daß ich dich nicht verstehen kann,“ erwiderte Wera traurig. „Bitte tue das nicht, ich fühle mich dann so hilflos. Was möchtest du anders an mir haben? Belehre mich; lehre mich, dich zu verstehen und deine Sprache zu sprechen. Daß ich einmal glauben konnte, durch dich schlecht zu werden! Was wäre ich ohne meine Liebe. Ich habe so lange nach Gott gesucht und ihn nicht finden können und nun ist mir, als ob ich ihn immer besessen hätte. Ich möchte immer nur knien und meine Liebe stammeln, wie ein Gebet; ich möchte sie hinströmen lassen, wie eine Blume ihren Duft. Mir ist, als ginge jede Stunde von neuem die Sonne auf. Du mußt mich nicht darum verachten, daß ich dir meine Seele so nackt und bloß zu Füßen lege.“

„Sieh mich nicht so unheimlich ernsthaft an!“ rief Boris aus. „Beim Himmel! Wera, ich liebe dich!“

Und er zog sie in seine Arme.

„Ich bin glücklich,“ flüsterte sie, sich an ihm schmiegend.

„Weißt du, was ich tun sollte? Ich sollte dich unter alle mitten in den Saal stellen und sie auffordern, dich zu betrachten. Dann sähen alle, was sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen haben: Tugend nämlich.“

„Du wolltest ja wohl ein Volkslied von mir hören!“ entgegnete sie, machte sich von ihm los und sprach ihm eines ihrer wehmütigen Lieder vor.

So war Wera glücklich. Kein Schauder warnte sie mehr, sie war der Erde wie entrückt. Mit verklärtem Blick wandelte sie umher. Sie sah nicht, was um sie vorging, daß Anna Pawlowna und alle ihre Verzückung und deren Ursache bemerkten, daß sie von allen beobachtet ward, daß sie und Boris das Tagesgespräch bildeten, wie einst Anna Pawlowna und Sascha. Dieser wohnte wieder in Moskau, kam aber täglich zu Fuß nach Kunzewo, wo er nicht mehr bei Anna Pawlowna vorgelassen wurde. Stundenlang unschlich er das Haus oder beobachtete, im Gebüsch versteckt, die Prinzessin, zitternd, daß er gesehen und verjagt werden könnte. Eines Abends wagte er sich ins Haus hinauf in Weras Kammer.

Wera befand sich allein und im Begriff zu Bett zu gehen. Sie hatte ihr Haar aufgelöst und stand am Tische neben der brennenden Lampe, als jemand ohne vorher anzuklopfen die Tür öffnete und Sascha auf die Schwelle trat. Wera erkannte ihn zuerst nicht, erhob die Lampe und leuchtete in sein Gesicht.

„Sascha! Sascha!“

Stumm standen sie sich dann gegenüber.

Wie er sie ansah! Mit einem Blick, darin der Wahnsinn aufstieg.

„Komm doch von der Tür fort,“ sagte sie endlich. „Setze dich.“

„Sei mir nicht böse.“

„Wie du redest. Ich bin nur traurig, ach, Sascha, Sascha, todtraurig.“



Er seufzte und ging mit schwankenden Schritten zu einem Stuhl, darauf er niedersank.

„Es ist schlimm eingerichtet in der Welt,“ sagte er langsam mit tonloser Stimme, „schlimm ist es, daß es Traurigkeit darin gibt. Selbst die Hunde haben traurige Augen und traurige Augen hat das russische Volk.“

Wera trat zu ihm und faßte seine Hand.

„Du bist krank, Sascha, Deine Hand ist eiskalt.“

„Ich friere nicht. Im Grabe ist es freilich kalt, aber da fühlt man es nicht. Das ist nun wieder sehr gut eingerichtet.“

„Sprich nicht so,“ bat Wera mit Tränen im Auge. „Es ist schrecklich, dich so reden zu hören und nichts tun zu können. Komm, ich will mit dir nach Moskau zurück, zu unseren Freunden, zu Tania und Colja.“

„Zu unseren Freunden? Ich habe keine Freunde. Die Menschen sind recht einsam auf der Welt.“

Ihre Erschütterung bezwingend, erwiderte Wera: „Was bildest du dir ein? Bin ich nicht deine Freundin?“

In Saschas Brust begann es mächtig zu arbeiten. Plötzlich stöhnte er auf, warf sich vor Wera nieder, umfing sie, preßte seinen Kopf gegen ihren Leib und begann krampfhaft zu schluchzen.

„Sascha! Sascha!“ war alles, was Wera hervorzubringen vermochte.

„Rufe mich nur an,“ sagte Sascha und richtete sich etwas auf. „Rufe nur, du weckst mich doch nicht. Ich will auch nicht geweckt werden. Schlafen ist schön. Nacht! Nacht! Der Tag hat so grelles Licht. Das sticht in die Augen und das Herz klopft sich todmüde nach einem anderen Herzen. Schlafen, schlafen, ohne zu träumen, ohne je wieder zu erwachen. Müßte das guttun! Da könnte das Herz ausruhen. Die Erde ist eine solche liebevolle Mutter, die ihr Kind in ihren Schoß nimmt, es weich und fest zudeckt, daß keine Stimme es aufwecken kann. Ewig schlafen. Was das für ein schönes Wort ist.“

„Dein Gesicht glüht!“ rief Wera angstvoll, „du sprichst im Fieber, ich will nach einem Arzt schicken.“

Er hielt sie zurück.

„Bleibe! Geh nicht von mir! Nein, ich habe kein Fieber. Krank bin ich freilich und kann auch nicht wieder gesund werden. Aber wozu einen Arzt fragen? Verzeihe, daß ich dich erschreckt habe; es hatte sich mir auf das Herz gewälzt und mußte einmal heruntergerissen werden. Nun kann ich doch wieder atmen!“

„Du kannst mir nicht sagen, was geschehen ist?“ fragte Wera liebevoll.

Er wich der Frage aus.

„Was soll geschehen sein? Auf der Welt geschieht jeden Augenblick so viel Wunderliches. Mich überkam eine solche Angst. Ich mußte zu dir. Und als ich dich wiedersah, ward mir wohl, als wäre ich jahrelang fortgewesen und wieder nach Hause zurückgekehrt.“

„Du mußt von jetzt an öfter zu mir kommen. Ich mache Tee, wir plaudern, von Eskowo und den guten, alten Zeiten. Du darfst mich nicht wieder so lange einsam lassen.“

„Einsam? Du bist doch nicht einsam in diesem Hause? Uebrigens darfst du nicht etwa denken, daß Anna Pawlowna — — Ich verehere sie hoch. Jeder muß sie verehere und bewundern. Sie ist eine herrliche Frau. Und wie sie das Volk liebt! Man kann ihr glauben, sie sagt nie eine Lüge. Wie? Du glaubst ihr nicht?“

„Sei doch nicht so aufgereggt!“ suchte Wera ihn zu beruhigen. „Ich glaube nichts Schlechtes von

ih; ich glaube das von niemandem und rede mir immer ein, daß alle gut seien.“

„Das ist recht!“ rief Sascha lebhaft. „Man muß sehr vorsichtig sein in der Beurteilung eines Menschen. Wie leicht kann man sich täuschen! Und einem Menschen seine Ehre nehmen, das ist so gut wie ein Mord. Denn die Ehre ist sein Bestes, sein Höchstes, das einzige Eigentum des Armen. Wenn ein Mensch seine Ehre verliert, sei es vor anderen oder vor sich selbst, so wird er elend, erbärmlich und verächtlich; vor anderen verächtlich und vor sich selbst — — Warum starrst du mich so an?“

„Ach, Sascha,“ rief Wera beklommen, „ich sehe dich gar nicht an; ich blicke ja zu Boden.“

„Das ist auch nicht das Rechte,“ tadelte er, immer verstörter in Blick und Ton. „Der Mensch muß frei aufsehen können, frei und stolz; sonst steht es schlimm um ihn. Verstehst du mich?“

„Ja,“ sagte Wera leise, „ich verstehe dich.“

Sascha versank in Brüten, darin Wera ihn nicht zu stören wagte. Der Morgen graute bereits, als er endlich fortschlich.

Dieser Vorhang mit ihrem alten Jugendfreunde legte sich wie Mehltau auf Weras junges Liebesglück. Sie bekam das Bild seiner zerrütteten Mannheit nicht aus ihrer Seele. Vergaß sie seiner auf kurze Zeit, so machte sie sich Vorwürfe, daß sie glücklich sein konnte, während er mit dem Wahnsinn rang. Uebrigens sah sie ihn nicht mehr; er mußte nach Moskau zurückgekehrt sein und sich entschlossen haben, dort zu bleiben. Sie schrieb an Natalia, die sie bat, ihr Nachricht zu geben, ohne jedoch auf ihren Brief eine Antwort zu erhalten.

Das Fest, an dem die lebenden Bilder gestellt werden sollten, stand bevor. Auch Wera wirkte mit. Als Boris sie darum anging, weigerte sie sich zuerst auf das entschiedenste; doch er wußte es ihr abzutrotzen, abzubetteln, abzuschmeicheln; sie würde die Schönste, die Allerschönste, er der Glücklichste, der Allerglücklichste sein! Diesem letzten Argument widerstand sie nicht.

Boris hatte sie für die Darstellung einer Madonna aus der umbrischen Schule gewählt. Sie trug über einem stahlblauen Untergewand einen roten Mantel, ihr prachtvolles Haar umwallte sie wie ein goldener Schleier, auf ihrem schönen Haupt glänzte die Himmelskrone. Mit stillem Lächeln sah sie vor sich nieder auf einen Lilienzweig, den sie in beiden Händen hielt. Vor ihr kniete der Donator des Bildes mit seiner Familie. Den schönen Jüngling, welcher der heiligen Jungfrau zunächst kniete und wie in Verzückung zu ihr auf sah, wollte Boris selbst darstellen.

Einen heftigen Kampf kostete es, bis eine von den Damen zu bewegen war, sich bei diesem Bilde zu beteiligen. Aber gerade das hatte sich Boris in den Kopf gesetzt; sie sollten vor Wera knien.

Er setzte in der Tat seinen Willen durch; Anna Pawlowna selbst übernahm die Figur.

Die erste Probe fand statt. Wera hatte sich in ihrer Kammer angekleidet. Boris ging zu ihr hinauf, um an ihr Kostüm die letzte Hand zu legen. Er brachte das Kleid in die rechten Falten, ordnete den Mantel und breitete ihr Haar um sie her.

Nun sollte sie lächeln. Aber das ging nicht so leicht. Es paßte so wenig zu ihr, und selbst ihre Liebe hatte sie es nicht gelehrt. Sie sah aber so holdselig und lieblich, so marienhaft aus, daß Boris, obgleich hingerissen von ihrer Schönheit, keine Liebkosung wagte.

Er führte sie hinunter in den Saal, wo die Vorstellung stattfinden sollte und wo die Bühne mit dem Rahmen bereits aufgeschlagen war.

Weras Erscheinen erregte Sensation. Es dauerte einige Zeit, bis man begann, sich zu gruppieren. Die

Herren, die zu ihren Füßen zu knien hatten, blickten mit wahrer Andacht zu der schönen Himmelskönigin empor.

Aber auch Anna Pawlowna gewährte einen herrlichen Anblick. Sie war in einem purpurfarbenen Samtkostüm, das rote Haar hoch aufgesteckt, den Blick gerade vor sich hingerichtet.

Der Abend kam, Wera kleidete sich an, mehr als jemals in einer seligen Dumpfheit befangen. Stauend sah sie an sich herunter: sie, Wera aus Eskow, in solchem Gewande; aber es waren bereits so viele Wunder mit ihr vorgegangen und dieses eine veränderte nur ihr Aeußeres.

Es war ein schwüler, dunkler Abend. Ein Gewitter stand am Himmel, gleich einem riesigen, schwarzen Schatten, der regungslos über der Erde hing.

Wera hatte das Gefühl, als ob die finsternen Wolkenmassen sich herabsenkten, als ob dann die ganze Welt zerquetscht werden müßte. Es litt sie nicht in ihrer Kammer, obgleich sie viel zu früh fertig geworden war.

Die Gäste und Diener waren sämtlich im Hause, die einen mit ihrer Toilette, die anderen mit Vorbereitungen zum Fest beschäftigt. Im Park würde ihr sicher niemand begegnen, eine halbe Stunde in der Luft bei ihrer Beklemmung müßte ihr gut tun. Sie müßte heute abend sehr ruhig sein; es wäre schrecklich, wenn sie sich rührte; die geringste Bewegung würde das ganze Bild zerstören. Sicher sie zittern.

Du mußt ruhig werden, sagte sie zu sich selbst, du darfst nicht so aufgereggt sein.

Sie faßte ihr Gewand zusammen, lauschte, ob niemand zu sehen und zu hören war, schlüpfte hinaus.

Kein Hauch regte sich. Die Blumen atmeten einen betäubenden Wohlgeruch aus, die Luft war trocken und heiß.

Wera ging die Wege, die in den Park hineinführten, erschreckend, wenn unter ihren Füßen der Kies knirschte; überall glaubte sie in dem Schatten der Gebüsche und Bäume Gestalten zu sehen.

Da hörte sie lautes Reden. Die Sprechenden mußten sich auf ihrem Wege befinden und ihr entgegenkommen. Wera trat, um nicht gesehen zu werden, hinter ein Taxusgebüsch. Sie lauschte und glaubte die Stimmen zu erkennen. Es waren zwei Gäste Anna Pawlownas, junge Lebemänner, neben Boris die elegantesten Herren der Gesellschaft.

Wider ihren Willen mußte Wera das Gespräch mithören. Sie gingen sehr langsam und sprachen sehr laut.

„Diese Wera ist ein herrliches Geschöpf! Welche Augen! In der steckt Rasse! Boris hat wieder einmal rasendes Glück. Ich bin neugierig, wie lange er sie behält.“

„Jedenfalls länger als eine andere.“

„Pah!“

„Wollen wir wetten?“

„Wenn du Lust hast zu verlieren.“

„Zu gewinnen.“

„Wetten wir! Ich gebe der Sache, gut gerechnet, volle vier Wochen.“

„Welcher Unsinn! Boris hat sie noch gar nicht.“

„Wird sie bekommen. Oder glaubst du, daß er die Bilder zu unserem Vergnügen arrangiert? Heute hat er sie und nach vier Wochen kannst du sie dir nehmen.“

„Es wäre schade.“

Aber er lachte.

Die Schritte entfernten sich, die Stimmen wurden undeutlich. Zuletzt war alles still — auch hinter dem Taxusgebüsch.

Dann, nach einer langen Weile, trat Wera hervor, blieb stehen, und besann sich, schritt wieder weiter, zurück dem Hause zu, langsam, langsam, als hätte sie Ketten an den Füßen. Sie hatte nicht nur alles verstanden, sie hatte auch alles begriffen; mehr begriffen, als ihr Verstand zu ertragen vermochte. Dennoch, obgleich sie vollkommen betäubt war, fühlte sie sich noch im Besitz aller ihrer Gedanken. Sie wußte sogar, was sie zu tun hatte. Es war etwas, das keinen Aufschub erlitt, nicht den geringsten Aufschub!

Sie näherte sich dem Hause, das, glänzend erleuchtet, weit in die Nacht hinausstrahlte.

Ein Mann ging dicht an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken. Sie aber erkannte ihn, blieb stehen und sah ihm nach.

Sie wollte ihn eigentlich zurückrufen, unterließ es jedoch. Ganz allein mußte sie damit fertig werden. Er konnte ihr auch nicht helfen, so wenig wie sie ihm hatte helfen können.

Halblaut sagte sie vor sich hin: „Sascha, ach, Sascha! Armer Sascha, lieber Sascha.“

Dann stand sie vor dem Hause, hinter welchem die schwankende Gestalt verschwunden war. Fortwährend kamen Gäste an, Equipagen fuhren vor, Diener rissen die Wagenschläge auf, Herren und Damen stiegen aus, schritten über den Teppich, zwischen den aufgestellten Blattpflanzen ins Haus. Einige aber blieben stehen, blickten nach Wera hin, schienen zu verstimmen, flüsterten zusammen. Wera merkte, daß man sie gesehen hatte, und fort, zurück in den Schatten des Parkes. An der Hinterseite, auf der Dienertreppe wollte sie in ihre Kammer, von ihrem Eigentum etwas zusammenraffen und dann fort! fort! fort!

Warum waren jene wohl stehen geblieben? Warum hatten sie so stauend zu ihr hinübergeblickt? Was hatten sie zusammen über sie geflüstert? „Seh! Dort steht Wera Iwanowna, die Geliebte von Alexeiwitsch! Nach vier Wochen, gut gerechnet, kann ein anderer sie nehmen, er mag sie dann nicht mehr.“

Freilich hatte einer der beiden im Park wenigstens gemeint: „Er hat sie noch nicht.“

Aber der zweite erwiderte: „Er wird sie haben!“

Und: Er wird dich haben — wird dich haben — wird dich haben, schrie es in Weras Seele. Ganz laut sagte sie hinzu: „Diese Nacht noch.“

Jetzt hatte sie das Haus unschritten, jetzt konnte sie sich hinein stehlen, hinauf schleichen — gerade wie Sascha, wie der liebe Sascha, der arme Sascha.

Und wieder murmelte sie vor sich hin: „Ach, Sascha, Sascha!“

Eben wollte sie ihr Vorhaben ausführen, als auf der Treppe ein Diener ihr entgegenkam: „Da sind Sie ja! Man sucht Sie im ganzen Hause. Das erste Bild hat bereits angefangen und Sie stehen im dritten. So kommen Sie doch!“

Ja so; die Bilder! Die Bilder hatte sie ganz vergessen. Und Boris Alexeiwitsch hatte doch eigens die Bilder arrangiert, um sie zu bekommen — diese Nacht noch! Schade, daß sie ihm den Spaß verderben würde. Gott im Himmel, sie ging immer noch als heilige Jungfrau gekleidet! Welche Gotteslästerung! Und sie mußte hinein, sie mußte den Kelch leeren; der Diener wick nicht von ihrer Seite. Allerdings hätte sie Boris sagen lassen können, sie wäre plötzlich erkrankt. Es wäre aber gelogen gewesen, denn sie fühlte sich wohl, durchaus wohl, und sie wollte um dieses Menschen willen nicht lügen. In Gottes Namen denn! Dem Diener folgend, dachte sie: Nun, das wird schnell vorübergehen. Nur das Leben nicht, das dauert lange, so lange.

Sie wandte sich, um sich in den Saal zu begeben. Boris kam ihr entgegen; eilig, aufgereggt.

„Wo bist du? Was soll das heißen? In welche Verwirrung bringst du uns! Sollen wir deinetwegen die ganze Gesellschaft lassen? Schnell hinein! Du mußt den Mantel höher fassen. Hier sind die Lilien. Jetzt brauchst du die Blumen noch nicht anzusehen.“

Sie schlug die Augen auf.

„Mein Gott, was ist dir?“

„Mir ist wohl.“

Sie hatte erwartet, daß sie nicht würde reden können, daß ihr die Stimme versagen würde. Nun konnte sie nicht nur reden und das ganz ruhig, ganz gelassen; ihre Stimme klang sogar wie gewöhnlich. Seltsam!

Sie sah ihn an. Er war in seinem Kostüm herrlich. Zum erstenmal fiel ihr auf, daß er ein schöner Mann sei. Daran hatte sie noch niemals gedacht; sie mußte es diesen Augenblick denken, sich wundernd, daß sie es denken konnte.

Boris ging mit ihr dem Saale zu. Sie kamen durch das Gewächshaus, das matt erleuchtet und ganz einsam war. Er riß sie an sich.

„Küsse mich!“

Und sie küßte ihn zum erstenmal.

„Wera! Wera!“

Aber sie löste sich von ihm, ging von ihm fort und trat in den Saal, wo sich in einem abgeschlossenen Raum die Mitwirkenden versammelten. Wera sah nicht auf. Auch jetzt flüsterte man, als sie her-

Es war erstickend heiß, die Kerzen flimmerten, ein Summen gedämpfter Stimmen drang herüber; dann begann die Musik, dann ging vor dem zweiten Bilde der Vorhang auf.

Rauschender Applaus.

Das Bild, darin Wera stand, war von Boris, weil man sie nirgends finden konnte, verschoben worden; es sollte das letzte sein. So hatte sie denn Zeit.

Boris befand sich auf der Bühne, aber andere Herren näherten sich ihr und machten ihr Komplimente über ihre Schönheit. Wera hörte alles mit an, ohne eine Miene zu verziehen. Dann und wann erwiderte sie etwas, irgendein gleichgültiges Wort.

Auf einmal sah sie sich mit Anna Pawlowna allein. Diese trat auf sie zu, blickte ihr starr in die Augen und murmelte: „Du liebst ihn?“

Wera schwieg.

„Antworte!“

„Ich liebe ihn.“

„Aber er liebt dich nicht.“

„Das weiß ich.“

Die Prinzessin starrte sie an, als ob sie eine Wahnsinnige vor sich hätte.

„Woher weißt du das?“

„Ich weiß es.“

„Und das sagst du so ruhig?“

„Warum nicht? Uebrigens, was geht es Sie an?“

„Was es mich angeht?“

„Da Sie doch die Geliebte Saschas sind — —“

Anna Pawlowna wurde totenblaß, ihr schönes Gesicht verzerrte sich, sie ballte ihre Hand und erhob sie.

„Schlagen Sie nur zu,“ sagte Wera kalt, ohne zurückzutreten.

Mit einem Laut, wie das Zischen einer Schlange, ließ Anna Pawlowna den Arm sinken.

„Wera Iwanowna, Ihr Bild kommt an die Reihe. Gehen Sie, bitte, auf die Bühne.“

Wera ging auf die Bühne, stellte sich hin, neigte den Kopf und sah auf den Lilienstengel.

„Wera Iwanowna, Sie müssen lächeln,“ rief Boris ihr zu. „Lächeln Sie.“

Und Wera lächelte.

Dann fühlte sie, daß er an ihrer Seite niederkniete und zu ihr emporsah; mit einem Ausdruck, einem Blick voller Anbetung, Verzückung, Seligkeit — —

Jemand rief: „Bewegt euch nicht, es fängt an!“

Die Musik begann, der Vorhang ging in die Höhe.

Wera regte sich nicht und lächelte. — Der Vorhang schlug rauschend zusammen und ging dann wieder auf, vier-, fünfmal. Das Publikum konnte sich nicht satt sehen.

Die Gestalten lösten sich; Wera fühlte sich festgehalten, hörte flüstern: „Meine Heilige!“

Sie zuckte zusammen wie von einer Natter gestochen.

Boris trat von ihr weg, zu Anna Pawlowna, der er die Hand küßte.

„Sie waren wunderbar.“

Fünzigstes Kapitel.

Wera ging auf ihr Zimmer und machte Licht. Sie stand dem Spiegel gegenüber und sah ihr blasses, wunderschönes Gesicht. Voller Erstaunen blickte sie es an, als sähe sie es zum erstenmal; um dieses Gesichtes willen so viel Trug und Lug, so viel Herzleid und Jammer! Alles nur, weil sie schön war! Wäre sie häßlich gewesen, so würde nichts von allem geschehen sein.

Nur um ihres schönen Gesichtes willen hatte er seine ruchlosen Hände nach ihr ausgestreckt; denn von ihrer Seele hatte er nichts gewußt, wo sie doch nur seine Seele geliebt hatte, diese unlaunere, unheilige, häßliche Seele.

Wie Strähnegesponnenen Goldes glänzte ihr im Glase ihr Haar entgegen und plötzlich schämte sie sich, auf ihrem armen Haupte solchen Reichtum zu tragen. Wenigstens das konnte sie sich abreißen! Sie nahm eine Schere und schnitt die prachtvollen Flechten ab, daß nichts davon übrigbleib.

Gern wäre sie mit allem so verfahren, was er an ihr schön gefunden und geliebt hatte; aber sie wagte nicht, Hand an ihre gottgeschaffene Gestalt zu legen.

Dann entkleidete sie sich und zog ihr altes Bauerngewand an.

Jeder Stück des fremden Schmuckes ordnete sie sorgsam auf dem Tische; ihr Haar ließ sie am Boden liegen.

Er würde gewiß bald kommen, um sie zu nehmen, um sich für alle seine Mühe den Lohn zu holen — endlich!

Sie raffte sich auf, löschte das Licht, entriegelte die Tür und schlich hinaus.

Einen Augenblick blieb sie auf der Schwelle stehen. Hier hatte sie die glücklichsten Stunden ihres armseligen Lebens verträumt. — Was war das? Wer seufzte so kläglich?

Sie war es selbst.

Sie machte die Tür hinter sich zu und verließ das Haus. Der Saal, in welchem sich noch immer die Gesellschaft befand, lag im Erdgeschoß; sie mußte daran vorüber. An einem der Fenster stand ein Mann und spähte in den Saal hinein. Natürlich war es Sascha.

Seine Augen suchten unter den vielen glänzenden Gestalten nach Anna Pawlowna. Dort leuchtete ihr rotes Haar. Sie trug noch ihr Kostüm; schimmernd tauchte aus dem düstern Purpur ihr Nacken auf. Sie sprach mit Boris Alexiwitsch, heimlich, vertraulich, wie es schien leidenschaftlich erregt.

Durch Saschas verstörten Sinn schoß ein toller Gedanke. Was hatte sie damals zu ihm gesagt? Damals! Sie wollte mit ihm, dem Bauernsohn, mitten unter jene treten, daß alle wüßten, wie stolz sie sei auf seine Liebe. Diesen Triumph sollte sie haben.

Und er wandte sich dem Eingange zu.

Wera war stehengeblieben. War das nicht Sascha gewesen? Erst als sie schon an ihm vorüber war,

fiel es ihr ein. Was tat er so spät noch an dem Fenster? Auch mit ihm war es ja längst vorbei. Warum ließ er seinen Geist immer noch so gespenstisch umgehen?

Sie wollte ihm zurufen, zu ihr zu kommen, sie wäre nun wie er. Aber da sah sie ihn in das Haus treten und sie ging weiter; sie konnte nicht warten, bis er seinen Verstand wiedergefunden. Es wäre leicht möglich gewesen, daß sie unterdessen den ihren verlor.

Das Leben würde sie wohl noch einmal zusammenbringen.

So setzte sie denn ihren Weg fort in die Nacht hinein.

Immer noch war es schweigsam in den Lüften, immer noch stand regungslos das Gewitter am Himmel.

Wera ward das Atmen schwer. Die Natur schien entgeistert zu sein, ihr Leben in den letzten Zügen zu liegen. Es war barmherzig von Gott, daß er seiner Schöpfung auch einmal Ruhe gönnte; sie mußte ja totmüde sein von all dem Jammer, den sie auf sich zu tragen hatte.

„Ja, nun war alles vorüber, alles von ihr abgefallen; alles Glück, aber auch alle Schwäche. Sie war im Paradiese gewesen, das erste Weib zusammen mit der schönen, schimmernden Schlange.

Diese hatte mit dem glänzenden Apfel gelockt und gelockt, bis Wera danach die Hand ausgestreckt, bis sie davon gemessen, worauf auch ihr die Erkenntnis geworden, eine Erkenntnis, die sie mit feurigem Schwert aus dem Paradiese vertrieb. Und sie erkannte, daß ihr recht geschehen; ihr Platz auf der Welt war eine Scholle, die das russische Volk mit seinen Tränen genäßt, mit seinem Blute gedüngt, mit seinen Leiden bepflanzt; sie aber hatte sich ein Elysium begehrt. Zur Scholle zurück kehrte sie wieder mit einer vom Schwert des Engels zu Tode verwundeten Seele. Auf dieser Scholle wollte Wera bleiben, sie mit ihren Tränen netzen, mit ihrem Herzblut düngen, mit ihren Leiden besäen, so lange, bis sie unter der Scholle zu ruhen kam. Wie wohl mußte es dem unsterblichen Menschen sein, wenn er zu Staub geworden!

Wera wanderte die Straße, die nach Moskau führte, wurde aber bald so müde, daß die Knie unter ihr zusammenzubrechen drohten. Sie setzte sich an der Straße hin, unter eine Birke, die ihre Zweige tief herabhängen ließ, wie in Mitleid mit der Verlassenen.

Nicht lange und es begann über ihr zu säuseln und zu sausen; schwache Blitze zuckten durch das schwarze Gewölk und nach einer Weile rollten dumpfe Donnerschläge.

Wera vermochte freier zu atmen. Da sah sie auf der Landstraße eine dunkle Gestalt heranschwanke, hörte Stöhnen und lautes Sprechen. Jetzt lachte der Mann auf.

„Sascha!“

Er blieb stehen und starrte nach der Richtung, von wo der Ruf gekommen, sah indessen niemand und erkannte auch die Stimme nicht; und sie klang doch so voller Liebe, so voller Erbarmen. Höre! und jetzt wieder.

„Sascha! Mein armer, lieber Sascha, mein guter, alter Freund! Ich bin's: Wera, deine Spielgefährtin, deine Schwester. Komm zu mir.“

Sie stand auf, damit er sie sähe; aber er regte sich nicht. Da ging sie zu ihm; faßte seine Hand und führte ihn mit sich fort.

„Nun sage mir, was wieder geschehen ist.“

„Wieder geschehen — —“

„Warum bist du auf der Landstraße? Haben sie dich auch hinausgejagt?“

„Ja, hinausgejagt wie einen Hund.“ Und er lachte wieder. Dann fragte er: „Was hast du dich in der Nacht auf der Landstraße herumzutreiben? Weißt du nicht, daß sich das gar nicht schickt? Bist du ihn jetzt schon überdrüssig geworden?“

„Ich werde dir alles sagen, aber zuerst will ich von dir hören. Ich bin jetzt für dich verantwortlich,“ erwiderte Wera in ihrer klaren, festen Weise. „Was tatest du im Haus Anna Pawlownas? Ich war vorher selbst nicht recht bei Besinnung, sonst wäre ich dir gefolgt und hätte dich zurückgehalten; denn ich sah dich hineingehen. Was wolltest du bei ihr?“

„Sie küssen,“ murmelte Sascha. „Vor aller Augen küssen! Sie wollte es damals tun, damals, weißt du? Damals war sie stolz darauf, mich zu lieben. Sie, eine Prinzessin! Sie wollte es der ganzen Welt zeigen, die ganze Welt sollte darüber in Erstaunen geraten, was mit der Gottheit geschehen war, zu wem sie sich hinabgeneigt hatte. Deshalb ging ich heute zu ihr in den Saal, wo sie mit Boris Alexeiwitsch stand und flüsterte und Augen machte und —“

„Mit Boris Alexeiwitsch?“

„Ich glaube, es war Boris Alexeiwitsch. Warum sollte er es nicht gewesen sein?“

„Freilich, antwortete Wera, warum sollte er es nicht gewesen sein?“

„Er oder ein anderer.“

„Es ist gleich — — Du gehst hinein?“

„Ging hinein.“

„O Sascha, Sascha!“

„Ging hinein; gerade auf sie zu. Sie sah mich kommen, sah meine Augen und — —“

„Was tat sie?“

„Nichts; was hätte sie tun sollen? Sie wandte sich mit Abscheu von mir ab; mit Abscheu! — mit Abscheu! — mit Abscheu! — —“

Er sagte das Wort wohl zehnmal vor sich hin, bis ihm die Stimme versagte.

Wera umklammerte seine Hand, als ob sie sie zerbrechen wollte.

Nach einer langen Pause fragte sie ihn leise: „Und dann?“

„Nun und dann — — Dann ließ Boris Alexeiwitsch mich von den Dienern hinauswerfen.“

„O!“

„Ja, so war's — — Ließ Boris Alexeiwitsch mich von den Dienern hinauswerfen. Ich wehrte mich. Aber sie gaben mir einen Schlag auf den Kopf und warfen mich hinaus.“

„Und Anna Pawlowna?“

„Stand dabei und sah zu.“

„Nein! Nein!“

„Und sah zu!“ schrie der Unglückliche auf.

Sie gingen weiter; bald darauf brach das Gewitter aus. Bei jedem Blitz blickten sie sich in ihre blassen, entstellten Gesichter. Wie in Flammen stehend, tauchten ihre schwankenden Gestalten aus der Finsternis auf, um sogleich wieder darin zu versinken.

Lange Zeit sprachen beide kein Wort, sahen sich an, wenn es blitzte und hörten auf den Donner, welcher knatterte und krachte, als ob der Himmel, von den Blitzen zerspalten, niederschmettern müßte.

Als das Gewitter vorüber war, ohne daß es zum Regen gekommen, begann Wera: „Wieder erinnere ich dich an die Winternacht, wo wir beide auch Hand in Hand die Landstraße hingingen. Als wir nach Eskowo kamen, läuteten die Osterglocken und wir nannten uns „die Auferstandenen“. Jetzt ist es Sommer und keine Glocken läuten und es wäre schön, wenn man von uns beiden, die wir auch jetzt noch die „Auferstandenen“ heißen, wie von Gestorbenen reden würde. Aber Sascha, Sascha, ich sage dir,

durch den Tod, den jetzt unsere Seelen erleiden, werden wir bald unsere Auferstehung finden.“

Sie sprach zu ihm in der feierlichen Weise, die ihn in ejner Osternacht so tief ergriffen hatte. Heute ward ihm wunderbar ruhig dabei.

„Ja, rede zu mir,“ sagte er leise. „Damals faßten wir uns bei der Hand, um uns bald wieder loszulassen. Das war meine traurigste Zeit, wo du mir nicht die Hand geben wolltest; denn da war ich am schlechtesten und unwürdigsten. Nun du sie wieder gefaßt hast, wirst du sie immer halten.“

„Immer.“

„Das weiß ich. Ich sagte dir damals gleich: Du bist stark! Siehst du nun, daß ich recht hatte; denn du bist immer noch stark, wo ich ganz gebrochen bin. Wenn du deine Hand von mir abziehst, sinke ich zu Boden und kann zertreten werden von jedem, der des Weges kommt.“

„Gewiß nicht, denn du stehst auf, du erhebst dich, hoch, hoch.“

„Wodurch kann ich das?“

„Durch die Arbeit!“

„Du meinst, durch die Arbeit für das Volk?“

„Das meine ich.“

„Ach, Wera, wir können nichts tun.“

„Jetzt werden wir etwas tun.“

„Jetzt freilich.“

Wera drückte seine Hand und sagte: „Ich weiß, was du denkst. Es ist allerdings schlimm, daß wir erst jetzt etwas tun werden, erst jetzt, nachdem wir das erfahren haben, nachdem wir dadurch für unsere Arbeit vorbereitet worden sind. Aber vielleicht mußten wir es erst erfahren, vielleicht mußten wir erst vorbereitet werden, schwach wie wir beide waren. Auch Sascha, es ist furchtbar, daß unsere Tatkraft nicht aus unserer Liebe zum Volke kommen konnte, sondern aus unserem Haß hervorgehen mußte. Es ist nicht das Rechte, und wir wollen bitten, daß es nicht an uns gerächt werde.“

„Das wäre mir gleich. Wladimir Wassilitsch wird sich freuen.“

„Das wird er. Er hat bei uns erreicht, was er bezweckte.“

„Du wirst alles tun, was er dir aufträgt?“

„Alles.“

Sie schwiegen und sprachen auch nichts mehr bis sie in Moskau ankamen. Eben graute der Tag.

Sascha brachte Wera zum Palast der Prinzessin. Wera wollte mit Natalia Arkadiewna reden und sich dann sogleich zu Tania begeben, die Sascha unterdessen von ihrer Ankunft benachrichtigen sollte.

Das Haus war noch geschlossen. Sie mußten warten, bis es vollends Tag geworden und der Wortschick erwacht war. Da Wera bemerkte, daß der Anblick des Hauses Sascha von neuem in die höchste Aufregung versetzte, schickte sie ihn fort, in die Vorstadt. Noch eine Stunde mußte sie warten, bis sie zu Natalia Arkadiewna gelangen konnte.

Natalia Arkadiewna zeigte nicht die geringste Ueberraschung, Wera so unerwartet und so früh am Morgen zu sehen. Sie lag zu Bette und schien schwer zu leiden. Wera setzte sich zu ihr, beugte sich auf das Gesicht der Kranken hinab und sagte ihr alles, was vorgefallen.

„Du bist dir selbst treu geblieben,“ erwiderte Natalia, ohne zu versuchen, Wera zu trösten.

Sie wollte aufstehen, war aber so schwach, daß sie wieder zurücksank.

„Ruhe dich, schöne dich!“ bat Wera.

„Ich darf nicht. Vom Exekutivkomitee ist mir ein Auftrag erteilt worden. Ich muß ihn ausführen.“

„Was ist es?“

„In Dawidkowo eine Bauernrevolte anzuzetteln.“

„Mußt du gehorchen?“

„Ich will gehorchen.“

„Laß mich statt deiner gehen.“

„Gregor Michailitsch liebt dich zwar; aber gehe nur statt meiner. Es mag die Buße für deine Liebe zu Boris Alexeiwitsch sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisches.

Wozu Handschuhe? Auf einem ländlichen Tanzfeste wird eine junge Stadtdame, die sich sehr „fein“ gemacht hatte, von einem fröhlichen Bauernburschen zum Tanze aufgefordert. Skeptisch blickt sie auf sein derbes Fußzeug — dann in sein frisches, hübsches Gesicht und auf das blonde Kraushaar darüber, und will ihr Zögern aufgeben. Da fällt ihr Blick auf seine sich ihr entgegenstreckenden Arbeitshände.

„Aber, mein Herr, Sie haben ja keine Handschuhe an,“ sagt sie und weicht erschrocken zurück.

„Och,“ sagt der Jüngling gutmütig, „das macht nichts! — Die Hände wasche ich mir nachher wieder.“

Erschütterung. Ein Automobil rast über den Kirchplatz eines kleinen Städtchens. Zufällig beginnen, unmittelbar nachdem der Mordwagen den Platz überquert hat, die Glocken im Kirchturm zu läuten. Erschrocken ruft der Autobesitzer dem Chauffeur zu: „Menschenskind, Schulze, haben Sie etwa den Turm angefahren?“

Wärme. Die junge Gutsfrau möchte dem Hofgesinde so gern in jeder Not hilfreich beistehen. Einmal hat ein alter Arbeiter sich den Fuß verletzt, und da kein Arzt zur Stelle ist, will sie den Fuß verbinden. Der Alte schmunzelt, als er die niedliche Samariterin vor sich knien und hantieren sieht, und zieht bereitwillig den groben Strumpf von dem verletzten Fuße. Die Wunde ist nicht bedeutend; aber da der Fuß vor Schmutz starrt, prallt sie zurück und bedeutet der Frau des Tagelöhners, warmes Wasser herbeizuholen, damit sich zunächst die Schmutzkruste löse. Mutig will die junge Frau das Reinigungswerk beginnen; aber erschrocken hält der Alte ihren Arm zurück und stößt das Waschbecken von sich, daß es hoch aufspritzt. „Ne, ne, Madamchen! Was wollen Sie denn anstellen?“

„Ich muß doch vor dem Verbinden den Fuß erst waschen! Bei solchem Schmutz kann in der Wunde sonst eine Blutvergiftung entstehen.“

„Ne, — ne!“ sagte der Alte mit Entschiedenheit, „dat laten Se man sien! De Smutz möt blieven! De warmt to schön! Un wie hävt Wintertied!“

Der Maulwurf. Lehrer: „Der Maulwurf frißt täglich soviel, als er wiegt (zum aufzeigenden Schüler): nun, was ist? —“ Schüler: „Woher weiß denn der Maulwurf, wieviel er wiegt? —“

Erklärlich. Dame: „Warum sind Sie denn so mißgestimmt?“ — Herr: „Ich habe bei Rennen tausend Mark verloren.“ — Dame: „Ja, warum gehen Sie denn nicht langsam?“

Das Auto siegt. „Herr Meier, was sagen Sie dazu, daß ich ein Stück von einer Pneumatik in einer Würste gefunden habe?“ — „Meine verehrte gnädige Frau, das ist nur ein neuer Beweis dafür, daß das Auto überall die Stelle des Pferdes einnimmt.“

„Bevor ich heiratete, träumte ich, daß ich einmal in einem großen Schlosse mit 30 Dienstboten leben würde!“ — „Ach, Träume gehen nie in Erfüllung!“ — „Teilweise doch. Wir wohnen zwar in einem kleinen Hause, aber 30 Dienstboten haben wir mindestens schon gehabt!“